

Wandermappe.

— Illustrierte Beilage zum —
„Gottscheer Bote“.

Nummer 19.

Gottschee, am 4. Oktober.

Jahrgang 1906.

Das Menschenherz.

Manch Blümlein glänzt auf zartem Stiel,
Und niemand schaut es an:
Manch Herz hat wahrer Schönheit viel,
Und niemand freut sich dran.

Manch Vöglein singt auf seinem Ast
Und niemand hört ihm zu:
Manch Herz stöhnt unter schwerer Last,
Und niemand gibt ihm Ruh'.

Manch Würmlein krümmt zertreten sich,
Und niemand sieht ihm nach:
Manch Herz verlassen schon verblich,
Und niemand weiß, wer's brach.

O Menschenherz, du Aufenthalt
Vielfält'ger Lust und Weh'n!
Bist du noch warm, stehst still du kalt,
Kein Aug' kann dich besch'n.

Religion und Lebenskampf.

„Haben Sie Kummer, Verdruß, Widerwärtigkeiten erlitten?“ — war immer die erste Frage, welche der berühmte französische Irrenarzt Pinel an jene richtete, die er in Behandlung nehmen sollte. Ist es doch gerade der scharfe Lebenskampf, wie ihn die moderne rasende und jagende wirtschaftliche Entwicklung gezettigt hat, der den einen heute hoch hinaufwirft in den Schoß des Reichthums, um ihn dort in der steten Angst schweben zu lassen, morgen hinuntergestoßen zu werden in die Tiefe der Armut; sind es doch die Enttäuschungen, Bitternisse und Kümernisse, an denen das Leben so reich ist, welche alle recht tiefwühlende Gemütsbewegungen hervorrufen und manchen das seelische Gleichgewicht verlieren lassen.

Ungezählte wären vor dem geistigen Zusammenbruch bewahrt geblieben, wenn sie in jenen Stunden, da die Schicksalschläge auf sie niederhagelten, da ob ihrer

grenzenlosen, niemals als möglich geahnten Enttäuschungen ihnen Sonne, Mond und Sterne von dem Himmel ihrer Lebenshoffnungen fielen, einen starken und mächtigen Rückhalt gehabt hätten.

Aber freilich: in den Tagen des Glückes hatten sie ja die Religion von sich geworfen, als eines „vornehmen“ und „gebildeten“ Mannes unwürdig. Statt der Religion hatte man sich eine kleine Hausapotheke an allerhand Sprüchen der Weisheit und schönen Lebensführung beigelegt. Aber jetzt, als eine Katastrophe eintrat, war keine stärkende Arznei unter den so schön etikettierten Hausarzneimitteln vorhanden. Der Schlag traf und traf bis ins Mark, wenn auch nicht auf einmal der geistige Zusammenbruch eintrat, so doch allmählich; denn langsam nagte Verbitterung, Kummer, Sorge, Gram, Enttäuschung an der Seele und es fehlte an Gegenmitteln, um diesen inneren zehrenden Kummer überwinden zu können.

Ja soll denn die Religion eine solche Macht sein? Soll sie dem Menschen einen Rückhalt geben, daß er nicht unterliege, wenn das Kreuz der Leiden, der Trübsal, der Enttäuschung ihm auf die Schulter gelegt wird? Ja gewiß kann das und leistet das die Religion. Die alltägliche Erfahrung zeigt es. Oder sind die Selbstmörder, welche dann, wenn das Leben sich ihnen von der Rehrseite zu zeigen beginnt, selbst die Tür öffnen, durch welche man aus dem Leben hinausgehen kann, sind diese unter jenen, welche von einem lebendigen religiösen Bewußtsein durchdrungen und belebt sind oder rekrutiert sich diese Armee der freiwilligen Todeskandidaten nicht aus den Reihen jener,

bei welchen das religiöse Leben längst erstorben ist?

Das mögen jene Maulhelden wohl bedenken, welche die Religion unter die überflüssigen Möbel eines modernen Haushalts rechnen, daß sie mit diesem ihrem gewissenlosen Treiben diejenigen, die sich von ihnen betören lassen, um die mächtigste Stütze im Lebenskampfe berauben. Wenn man uns nicht glauben will, so glaube man doch der Statistik der Irrenhäuser mit ihrer fortwährenden Zunahme und lasse es sich bestätigen von den Irrenärzten, welche Gelegenheit haben zu beobachten, wie gerade gegen so tiefgehende Gemütserschütterungen, wie sie so viele aus dem Geleise werfen, die Religion einen festen Halt gewährt.

„Auf Grund meiner ärztlichen Erfahrungen,“ äußert sich der Berliner nichtkatholische Professor für Psychiatrie, Oppenheim, „und in Ansehung derselben habe ich auch den Mangel an Glauben zu den beklagenswertheften Eigenschaften gerechnet. Und Sie dürfen es keinen Augenblick vergessen, daß ich hier nur als ärztlicher Beobachter und Referent vor Sie trete und mir keinen anderen Beruf anmaße. Es scheint mir, und es haben sich auch andere, z. B. Möbius, in dem Sinne ausgesprochen, als ob die Religion im Kampfe gegen die das Nervensystem feindlich bedrängenden Mächte einen starken, wenn auch keineswegs sicheren Halt gewährt. Zunächst schützt ein strenges Festhalten am Sittengesetze vor vielen und gerade vor einem Teile der gefährlichsten Ausschweifungen, die das Nervenwohl beeinträchtigen. Fast ebenso hoch schlage ich das andere Moment an, daß ein starker und fester Glaube vor den großen Gemütserschütterungen bewahrt, die die Wechselfälle des Lebens bei den diesen Halt Entbehrenden

hervorrufen. Schließlich steckt der Wert einer religiösen Erziehung auch in der Nahrung, die sie dem Gemüte zuführt. Das gilt besonders für den Unterricht in der biblischen Geschichte, wenn es der Lehrer versteht, die Erzählungen dem kindlichen Sinne und Gemüte anzupassen. Welch wohlthätigen Einfluß ferner die von und in der Familie gefeierten religiösen Feste ausüben, braucht dem Eingeweihten, mag er auch nur von Kindheits-erinnerungen zehren, nicht geschildert zu werden" (bei Bepmer, die Grundlagen der Seelenzerstörungen. Freiburg 1906. S. 192).

Mögen das alle wohl beherztigen, die so laut schreien wider die Schulverpfassung und welche Entfernung der Religion aus der Schule verlangen, mögen das auch beherztigen die Apostel des Unglaubens, dann werden sie die Gemeingefährlichkeit ihres Treibens erkennen. Oder seit wann gilt es als eine lobenswerte und menschenfreundliche Tat, einem Menschen, der auf wildem Meere umhergeworfen wird, den rettenden Schwimmgürtel zu rauben?

D blicke auf.

D blicke, wenn den Sinn
Dir will die Welt verwirren,
Zum ew'gen Himmel auf,
Wo nie die Sterne irren.

Gott Vater, der dich rief,
In dieser Welt zu leben,
Er lenkt gewiß den Sinn,
Zu ihm dich zu erheben.

Und lebst du in der Welt,
Wie es dein Gott will haben,
Wirst du es nie bereu'n,
Gekämpft, gelebt zu haben.

Der Beruf der Frau.

Dem 6. deutschböhmisches Katholikentage in Eger am 2. und 3. Sept. schloß sich zum erstenmale eine katholische Frauenversammlung an. Es sollte dadurch zum Ausdruck gebracht werden, daß die christlichen Frauen sich heutzutage auch im öffentlichen Leben an die Seite der christlichgesinnten Männer stellen müssen; denn in vielen Dingen gehts auch im öffentlichen Leben nicht ohne die Frauen. „Doch was soll die Frau im öffentlichen Leben?“ wird mancher fragen. Sehr schön sprach hierüber ein Redner des Egerer Katholikentages: Wo es Herz, wo es Liebe gilt, da ist der Beruf der Frau im privaten Leben. Ein Abgrund der Liebe tut sich auf im Wirken der Frau in der Familie als Tochter, als Gattin, als Mutter, als Hausverwalterin. Die Familie ist und bleibt ja vor allem der Frau von ihrem Herzen angewiesen, ihr Paradies, ihre Arbeits- und Leidensstätte; der Menschheit Würde ist in die Hände der Frau gegeben, sie sinkt mit ihr, mit ihr wird sie sich heben. Dieser Beruf, der Hauptberuf von drei Vierteln der Frauen stellt sie an Bedeutung für die Gesellschaft dem Manne ebenbürtig an die Seite, auch werden ihr gerade mit Rücksicht auf ihr Wirken in der Familie manche

öffentliche Betätigungen des Mannes versagt bleiben. Das liebevolle Herz weist aber der Frau noch einen herrlichen Nebenberuf an, das weite Feld der christlichen Caritas (Nächstenliebe): hier mag selbst jener Schatz von Mutterliebe reiche Verwendung finden, die aus irgend einem Grunde sonst ungenützt geblieben. Den Höhepunkt bildet hier: Verzicht auf alle Familienfreuden, um ganz in der werktätigen Liebe zu wirken und zu leben, wie es in unseren Frauenorden verwirklicht ist. Und was soll die Frau im öffentlichen Leben? Politik verdirbt die Männer, umso leichter geht auch der Schmelz weiblicher Anmut verloren. Aber dort, wo die Mutterliebe und die Fürsorge für die Familie in Frage kommt, da ruft das Herz die Frau auf den Plan. So insbesondere sollen die Frauen in den Vordergrund treten in Fragen der religiösen Erziehung der Kinder, der Unauflöslichkeit und Reinheit der Ehe und in Fragen der öffentlichen Sittlichkeit. Da ist die Frau berufen, mit zu entscheiden. Der Frauen Ideal soll sein Maria. Der Grundton ihres Lebens war die Betätigung häuslicher Tugenden und doch fand sie daneben auch Zeit Liebesdienste zu erweisen; sie griff aber auch in das große öffentliche Leben ein, da sie nach Christi Weisung dem Werke der Männer, der Apostel, Mutterliebe zugesellte. Je mehr sich die Frauen Marien nähern, umso vollkommener erfüllen sie den Beruf der Frau.“

Und ein anderer Redner setzte den Frauen drei Kronen auf, indem er sagte: „Der Frau, die dem Manne treu zur Seite steht, gebührt die erste Krone. Sie kann oft den Mann den rechten Weg führen, wenn sie es versteht, ihn mit Liebe und Hingebung zu umgeben. Sie wird damit der gute Engel. Die zweite Krone gebührt der Mutter. Was kann nicht die Frau als Mutter leisten! Freilich ist die Kindererziehung keine leichte Arbeit. Die Mutter umgibt ein Strahlenkranz, den sie sich selbst wahren muß. Die Mutter aber, die dem Kinde ein schlechtes Beispiel gibt, raubt sich selbst einen Strahl nach dem anderen aus dem Kranze. Die dritte Krone gebührt der Frau der Deseffentlichkeit. Heute, schloß Redner, muß auch die Frau in der Deseffentlichkeit ihren Glauben verteidigen.“

Damit aber die Frau diesen Beruf auf dem Gebiete der Caritas und im öffentlichen Leben erfüllen könne, müssen sich auch die christlichen Frauen organisieren; denn ohne Organisation ist im öffentlichen Leben nichts zu erreichen. Darum wurde auf dem Katholikentage in Eger und bald darauf in einer großen Frauenversammlung in Georgswalde die Gründung eines katholischen Frauenbundes für Deutschböhmen beschlossen, dem sich gewiß recht viele Leserinnen dieser Blätter aus Böhmen anschließen werden. Am 14. September fand in Wien eine Delegiertenversammlung der gesamten nichtpolitischen österreichischen Katholikenorganisation statt, in der eine Reichsorganisation der katholischen Frauen als eine dringende und wichtige Sache empfohlen

wurde, um so wichtiger und notwendiger, als die Gegner des Christentums, die Freimaurer und Sozialdemokraten einen fieberhaften Eifer entwickeln, die Frauenwelt immer mehr in ihre antichristliche Organisation zu ziehen.

Eben fand in Mannheim der Parteitag der reichsdeutschen Sozialdemokratie statt und die Einleitung zu dieser roten Heerschau bildete eine sozialdemokratische Frauenversammlung, in der die „Genossinnen“ so rabiat und frech und religionsfeindlich auftraten, daß es selbst den an grobe Kost gewöhnten Genossenschaftsführern zu viel wurde. Ja, die unchristliche religionslose Frau wird zur Hyäne und zum Schandfleck des weiblichen Geschlechtes.

Wollen die christlichen Frauen diese Entartung ihres Geschlechtes hintanhalten, dann müssen sie zunächst ihren Hauptberuf als Gattin und Mutter in echt christlichem Geiste auffassen und erfüllen; sie müssen aber auch noch, jede nach ihrem Können, beitragen, daß Religion und Sittlichkeit und christliche Liebe im öffentlichen Leben erhalten, gehütet und gepflegt werden und daß die Frau, welche durch die modernen Einrichtungen so vielfach an der Erfüllung ihres Hauptberufes gehindert wird, eine den Anforderungen unserer Zeit entsprechende geistige, religiös-sittliche und wirtschaftliche Ausbildung erlange und sich aneignen könne, um in Ehren in weltlicher Stellung immer ihren Beruf erfüllen zu können.

Dazu soll ihnen nun die christliche Frauenorganisation verhelfen. Katholische Männer- und Frauenorganisation auf allen Gebieten des christlichen Lebens muß daher die Parole der Katholiken Oesterreichs für die nächste Zukunft sein!

Der eigne Herd.

Es gibt ein Heiligtum auf Erden,
Dem nichts im weiten Weltall gleicht,
Das uns zum Paradies kann werden
Und zu der Liebe hohem Reich.
Ins dunkle Leben strahlt es milde
Den Sternen gleich, in Nacht und Graus,
Dies Gut — kein Phantasiengebilde —
Es ist der eigne Herd, das Haus.
Das ist die Stätte, wo dir Frieden
In allem Weh des Daseins wird,
Wenn auch im wirren Kampf hienieden
Dein Schiff in wilden Wogen irrt.
Wie immer auch dein Los gefallen,
Wenn eins nur deinem Herzen wert,
Der Reichste bist du unter allen,
Ist dir dein Schatz der eigne Herd.
Er ist in allen Weltgetriebe
Ein Hort in Sturm- und Kampfgebraus;
Ein Heiligtum, ein Heim der Liebe,
Es ist der eigne Herd, das Haus.

Rechtskunde.

Bei Auflösung des Lehrverhältnisses hat der Lehrherr dem Lehrling ein Zeugnis über die zugebrachte Lehrzeit, sein Betragen während derselben und die gewonnene Ausbildung im Gewerbe auszustellen. Will der Lehrling das Lehrverhältnis lösen, so muß sein gesetzlicher Vertreter (Eltern oder Vormund) dem Lehrherrn die Erklärung nachweisen, daß der Lehrling seinen Beruf ändert oder zu

einem wesentlich verschiedenen Gewerbe übergeht. Die Kündigungsfrist beträgt vierzehn Tage. Der Grund der Kündigung ist in dem Arbeitsbuch des Lehrlings ersichtlich zu machen. Ist ein anderer Kündigungsgrund nicht vorhanden und will der Lehrling im selben Gewerbe bei einem anderen Meister seine Lehrzeit beenden, so muß er die Zustimmung seines früheren Lehrherrn einholen; sonst kann der Lehrling erst nach Ablauf eines Jahres bei einem anderen Lehrherrn eintreten.

Eine Zollauskunftsstelle im Handelsministerium

wird in der nächsten Zeit geschaffen werden. Diese „Zollauskunftsstelle“ wird berufen sein, prinzipielle Entscheidungen über die Verzollung der ihr vorgelegten Muster zu fällen. Die Auskünfte, welche den Parteien erteilt werden, sollen bindend sein, und es werden demnach die Zollämter jeweilig die entsprechende Direktive erhalten, welche so lange maßgebend für das Zollverfahren bleiben wird, bis nicht durch eine ministerielle Entscheidung eine Abänderung erfolgt. Die Zollauskunftsstelle soll es ermöglichen, daß die Interessenten sich über die Verzollung bestimmter Waren, deren Import beabsichtigt wird, aufgrund vorzulegender Muster orientieren und dieses belangreiche Moment in die kaufmännische Kalkulation einbeziehen können. Die Aktivierung der Zollauskunftsstelle ist für den Monat November l. J. in Aussicht genommen, vorausgesetzt, daß die angestrebte Vereinbarung mit Ungarn bis dahin erzielt sein wird.

Zeitgeschichten.

— **Das einzige Dokument.** Ein seltenes Dokument ist einem Erfurter Gärtnerbesitzer zur Aufbewahrung übergeben worden. Es ist das Dienstzeugnis eines bei ihm eingetretenen Gärtners, das um so größeren Wert besitzt, als es das einzige Schriftstück war, das der Mann als Ausweis und Empfehlung vorlegen konnte. Warum es das einzige Zeugnis war, geht aus dem Inhalt der amtlich gestempelten Urkunde hervor, die buchstabengetreu folgendermaßen lautet: „Der Gärtner B. von Kölleda hat vom 7. Juni bis 23. Juni bei mir zu meiner Zufriedenheit gearbeitet und ist hiemit entlassen, seine Papiere, die er mitbrachte, hat die Kuh gefressen, den Inhalt kenne ich nicht, auch soll die Kuh das Vorhemd mitgefressen haben, dies bescheinigt hiemit . . . (ein kleiner Ort im Kreise Eckartsberga) den 25. Juni 1906. Julius V. Mühlenbesitzer, bescheinigt V. Dorf-Schulze.“

— **Einen alten Witz aus den „Fliegenden Blättern“** setzte in Mainz ein Zechpreller in die Tat um. Er kam mit acht Kindern, die ihn Papa nannten, in eine Wirtschaft, ließ für sich und die Kinder vom Besten auftragen und drückte sich dann unter Hinterlassung der Zechschuld und der Kinder. Als sie der Wirt fragte, wo ihr „Papa“ geblieben sei, mußte er erfahren, daß die Kinder den Menschen gar nicht kannten. Er hatte sie von der Straße mitgenommen und ihnen versprochen, wenn sie schön zu ihm Papa

sagten, bekämen sie von ihm zu essen und zu trinken. Vom Wirt bekamen sie noch eine Tracht Prügel dazu.

— **Das Blutbad in einer Schafherde.** Aus Posen wird gemeldet, daß ein Personenzug auf der Strecke zwischen Fraustadt und Lakwiz ein arges Blutbad angerichtet hat. Er fuhr mit voller Geschwindigkeit in eine etwa 200 Stück zählende Schafherde, die kurz vor dem Heranbrausen des Zuges auf dem Bahndamm gelaufen war. Fast die Hälfte der Tiere wurden teils getötet, teils mehr oder minder verstümmelt. Der Schäfer wollte sich aus Verzweiflung selbst vor die Lokomotive werfen und konnte nur mit Mühe von seinem Vorhaben abgehalten werden. Nachdem die Räder von den anhaftenden Fleischteilen befreit worden waren, setzte der Zug mit einer Verspätung von 10 Minuten die Fahrt fort.

— **Der Bauchredner.** Carusu, der berühmteste Tenorist der Gegenwart tritt auch als Bauchredner vor den amerikanischen Multimillionären auf. Er selbst erzählt, wie er in der ventriloquistischen Kunst einmal sich selbst übertroffen hat. „Es war im großen Schloß eines New-Yorker Millionärs, das den Hudson überblickt, wo mir ein kleines Abschieds-Diner zu sechzig Gedecken gegeben wurde. Nach dem Essen, im Garten, bat man mich, eine Probe meiner Bauchrednerkunst zu geben. Aufgelegt war ich gerade nicht, aber gleichwohl schaute ich an einem Baum empor und rief hinauf: „Hallo, was gibts da oben?“ — Zu meinem größten Erstaunen antwortet eine dünne zaghafte Stimme: „Ich bin's! Ich schaue mir die vornehme Gesellschaft an.“ Die Gäste lächelten Beifall. Ich aber nahm mich zusammen und schrie noch einmal hinauf: „Wer hat Ihnen das erlaubt?“ Antwort (stehentlich): „Der zweite Kammerdiener! Er ist mein Vetter!“ Da rief ich abermals hinauf: „Na meinetwegen, bleiben Sie oben! Aber fallen Sie mir nicht herunter und unterstehen Sie sich ja nicht, sich blicken zu lassen.“ — „All right sir!“ — Dann wandte ich mich um, verbrachte mich triumphierend und ein Orkan von Applaus raste durch den Garten. Nie hätten sie so einen guten Bauchredner gehört. Und das stimmte allerdings.“

— **Was sich ein Milliardär leisten kann.** Der bekannte Multimillionär Pierpont Morgan läßt sich jetzt in New-York eine Bibliothek bauen, die ein Wunderwerk der Technik werden soll. Die Kosten für den Bau des Gebäudes werden acht Millionen betragen. Für die Bücherschränke sind Bronzetüren angefertigt, deren Kosten für jede Tür 2200 Kronen betragen; in jedem der drei Bibliotheksäle befinden sich 40 bis 50 Paar solcher Türen. Das ganze Gebäude ist aus feuerfestem Material errichtet und mit einer dicken Mauer von Marmor umkleidet, die fast vier Fuß stark ist. Die kostbaren alten Manuskripte, die zum Teil aus Klöstern stammen, werden in einem 1 $\frac{1}{2}$ zölligen Stahlgewölbe aufbewahrt. Die hohen Bücherregale, aus tscherkessischem Walnußholz künstlerisch gefertigt, sind die einzigen Gegenstände

aus Holz. Die Fenster haben Jalousien aus Asbest. Morgan hat vier alte schöne Marmorsäulen aus Europa, von denen jede 240.000 Kronen kostet, in das Gebäude einbauen lassen. Ebenfalls ein Denkmal alter europäischer Kultur ist eine herrlich getäfelte Decke, die aus einzelnen Stücken in dem einen Bibliotheksraum wieder zusammengesetzt worden ist. Zwei Steine stammen aus Jerusalem; einige Bronzetüren mit schönen Relieifarbeiten sind Kunstwerke der italienischen Renaissance. Morgan hat seit langem alte Manuskripte und wertvolle Ausgaben gesammelt, die er in kostbare Einbände binden läßt. Unter seinen Büchern mit Miniaturen befindet sich ein altes Manuskript, das ihm 360.000 Kronen gekostet hat.

— **Trotz des Reichtums.** Der 53 jähr. Rentier Ed. Bayer aus Mariendorf war Besitzer von 12 Grundstücken, die einen sehr hohen Wert hatten. Kürzlich verließ Bayer der am 28. Juni d. J. von seiner Frau geschieden worden war, seine Villa in Mariendorf, fuhr nach einer Filiale der Deutschen Bank in Berlin und hinterlegte hier ein Depot von 10 000 Mark mit dem Bemerkten, daß dieser Betrag, falls er einmal sterbe, an den ihm eng befreundeten Porträtmaler Sch. ausgezahlt werden sollte. Er schrieb dann an seinen Freund, und machte ihm davon Mitteilung, daß er gezwungen sei, aus dem Leben zu scheiden. Hierauf kaufte sich der Rentier einen neuen Strick, ein Quantum Bhankali und ein Rasiermesser. Er fuhr dann zum Müggelsee und erhängte sich an einer Kiefer, nachdem er sich mit dem Rasierdie Pulsadern an beiden Händen aufgeschnitten und aus einem Tassentopf eine Portion Bhankali getrunken hatte. In seiner Brusttasche wurden das Ehescheidungsurteil, der Depotschein über 10 000 Mark und ein Geldbetrag von 120 Mark gefunden. Reichtum ohne tiefe Gottesfurcht machen nicht glücklich.

— **Die Kake als Lebensretter.** Unlängst spielte sich auf einem ländlichen Gehöft zu Wrohm ein eigenartiger Vorfall ab. Das zweijährige Kind eines Landmannes spielte im Garten, als eine Kreuzotter sich ihm näherte. In dem Moment, als das Reptil den tödlichen Biß ausführen wollte, sprang die in der Nähe befindliche Hauskake auf die Schlange zu und beschützte so das Kind. Dieser Vorfall wiederholte sich mehrere Male, stets wurde aber der Angriff von der Kake abgewehrt. Auf das Geschrei des Kindes eilten schließlich Hausbewohner hinzu, welche die Schlange, die jedenfalls mit der Kornerte in die Wohnung gekommen war, töteten.

— **Die Mitgift des Leiermanns-Töchterleins.** „Brinkel machen Brot“, wenn das Leben in recht bescheidener Weise geführt wird. Dies beweist auch ein den Riesengebirgskammwanderern bekannter Leiermann aus Schreiberhau, dessen Tochter kürzlich in die Ehe einging, in die ihr der Vater 20.000 K in bar mitgab. Das Beispiel beweist, daß das Leiern da oben lohnend ist, wenn es auch keinen Ohrenschmaus bedeutet und den Eindruck des Bergfriedens leider zu oft verwischt.

Wie Torfhansel vor Gericht kam.

Humoreske von Klemens Unbescheid.

Im Torfhaus war große Aufregung. Während der Hansel mit seinem Jungen, Stoffel geheißten, auf der Waldblöße Heu machte, war der Briefträger gekommen und hatte der Torfhaus-Marie einen eingeschriebenen Brief gebracht. Dabei hatte er die Stirn in Falten gezogen, mit den Augen gezinkelt und mitleidig gelächelt, als wollte er sagen: „Ihr Armeisten, nun habt Ihr das Unglück im Hause!“ Ein eingeschriebener Brief war überhaupt noch nicht ins Torfhaus gekommen. Mit zitternder Hand hatte sie quittiert und fragend und sprachlos den Boten angesehen; dieser aber hatte die Achseln gezuckt und war ganz gegen seine Gewohnheit schnell fortgegangen, als wenn ihm der Boden in dem Unglückshause zu heiß wäre. Marie hielt den Brief in der linken Hand, und als sie die Gerichtsstempelmarke erblickte, wurde ihr schwarz vor den Augen, sodaß sie sich mit der rechten Hand an den bereits gedeckten Tisch festhalten mußte. Zum erstenmale in ihrer Ehe schien ihr die Luft in dem Stübchen von unerträglicher Schwüle. Sie wankte hinaus, setzte sich unter den Bärchenbaum und stierte das Amtsstempel an, das zu lösen sie nicht den Mut fand; denn vor dem Inhalte des Schreibens empfand sie, nichts Gutes ahnend, ein geheimes Grauen. In diesem Augenblick bog der dicke Grenzaufseher Spürnas um die Ecke der Waldschneise und rief schon von weiten: „Torfmarie, einen Bieg näl' und einen Korn!“ Und als er sah, daß die sonst so flinke Marie sich nicht von der Stelle rührte, meinte er gutmütig: „Bist wohl heute morgen beim ersten Frühfrost auf der Bank angefroren? Es fängt heuer zeitig an im sächsischen Sibirien mit Reif und Kälte — hurtig, Marie! Die halbe Nacht bin ich auf dem Kamme gelaufen und jetzt todmüde, hungrig und durstig!“ Jetzt erst sah er die Verlegenheit der Torfmarie. „Was willst mit dem Briefe? Hast ihn ja noch gar nicht aufgemacht. Vom Gerichte? Gratuliere! Ihr habt gewiß eine große Erbschaft gemacht. Da drinnen steht's — meinst nicht auch?“ Nun fand Marie die Sprache wieder: „Ach, ich denke, daß der Hansel vor Gericht muß, gefangen und eingesperrt wird.“ „Dummes Zeug!“ meinte Spürnas, „dein Hansel, das Dämmlein, der in seinem Leben noch kein Wasserlein getrübt hat!“ Und nun suchte er ihr zu beweisen, daß für den, der ein rechtes Glückskind ist, sich drüben in Amerika plötzlich einmal ein alter Erb-

onkel findet, welcher bei seinem Tode seinen armen Verwandten mindestens eine Million Dollars hinterläßt.“ „Aber, Spürnas“, sagte die Torfmarie, „Du weißt doch, ein Glückskind ist der Hansel nicht, sonst würde er nicht Pechhansel geheißten.“ „Ja so“, erwiderte der Dicke, „daran habe ich nicht gedacht, dann wird's wohl eine Vorladung vor den Untersuchungsrichter sein — Du tust mir leid, Marie.“ „Aber Spürnas“, zankte Marie, „Du wirst doch nicht glauben, daß der Hansel ein Unrecht begangen haben könnte, nein, nimm mehr!“ „Ich glaub's auch nicht“, entgegnete der Grenzaufseher, „aber es ist mir aufgefallen, daß Dein Ehegespons seit einigen Wochen so kopfscheu umherschleicht, wie einer, der an den Galgen soll; kaum daß er, wenn man einmal ein Hazi losläßt, ein Proft herausbringt. Habe mir darüber schon den Kopf zerbrochen, doch schließlich dachte ich, es wird daheim einen kleinen Krakehl gegeben haben, denn daß auch in Eurer glücklichen Ehe einmal ein Uweiter losbrechen muß, das wäre doch ganz natürlich, sintemal Regen und Sonnenschein wechseln müssen.“ „Nein, nein“, protestiert die Torfmarie, „zwischen uns hat's nichts gegeben, aber recht hast Du, Spürnas, seit einigen Wochen ist der Hansel wie ausgewechselt, einsilbig, zerstreut, und im Schlafe stöhnt er, daß einem das Herz vor die Füße fallen könnte.“

In diesem Augenblicke bog der Hansel gerade um die Waldecke. Marie ließ den Brief auf dem Tische liegen, und während ihr Stoffel entgegensprang, entfernte sich Spürnas und rief von ferne dem Hansel entgegen: „Kopf hoch, es wird so schlimm nicht werden!“ Als er den großen Brief mit der amtlichen Stempelmarke erblickte, fing es an, ihm vor den Augen zu flimmern. Er öffnete den Brief aber nicht, sondern steckte ihn in die Brusttasche. Drinnen im Walde wollte er ihn lesen. Als ihn Marie wieder in die Schneise einbiegen sah, überkam sie große Angst, denn sie dachte: Er wird sich ein Leid antun! Sie schlich ihm unverzüglich nach. Dort wo der Wegweiser nach dem Teichhaus zeigt, hatte er sich hingesezt. Er mochte das Amtsschreiben schon gelesen haben; den Kopf in die Hand gestützt sah er, als ob er zu Stein erstarrt wäre. Marie trat heran zu ihm und sagte: „Eine dumme Geschichte, nicht wahr Hansel? — Komm, zeige mir den Brief!“ Doch er entgegnete unwirsch: „Wirst zeitig genug erfahren, brauchst nicht so neugierig zu sein am frühen Morgen!“ Das schnitt ihr ins Herz. Eine solche unfreundliche Antwort hatte er ihr noch nie gegeben.

„Neugierig ist das nun doch nicht“, meinte sie traurig, „soll ich's denn ruhig hinnehmen, daß Dich schon seit Wochen ein Kummer niederdrückt? Hansel, sag' mir, was Dir fehlt?“ „Zahnschmerzen hab' ich“, und er erhob sich unmutig. Das war ja richtig; mit Zahnschmerzen war er heute aufgestanden und schon deshalb nicht in rosigter Laune.

Den ganzen Tag war der Torfhansel stiller denn je, gerade wie vor den Kopf geschlagen. Als es Abend geworden war und Marie den Jungen zu Bett gebracht hatte, setzte sie sich an den Tisch unter den Bärchenbaum. Sie war allein, denn der Hansel war noch einmal nach der Waldblöße gegangen, um frisches Ziegenfutter zu holen. Zum ersten Male seit ihrer Ehe fühlte sie sich verlassen und die Einsamkeit des Torfhauses lag ihr schwer auf der Seele. Und wie lange er ausblieb — ganz gegen seine Gewohnheit. Schon goß der Mond sein silbernes Licht auf das Häuschen und seine Umgebung. Endlich kam er, ein Bied trällernd. „Aha“, dachte Marie, „jetzt hat er schon Galgenhumor.“ „Na, Frauchen“, rief er ihr zu, „wilst Freitag mit in die Stadt zum Gerichtstag? Angeklagt bin ich, weil ich den Teichhausfranzel verwickelt habe!“ „Freitag?“ schrie Marie, „das ist ja unser Hochzeitstag.“ Hansel merkte wohl, daß Marie kaum die Tränen zurückhalten konnte. „Hättest mich nicht heiraten sollen“, meinte er schwermütig. „Wärst Du damals nicht auf dem Straßenbahnwagen in meinem Eierkorb getreten“, entgegnete Marie, „so hätte ich Dir wahrscheinlich niemals ins Gesicht geschaut. Komm her, Hansel, wir wollen froh sein, daß alles so geworden ist und über den Freitag werden wir auch schon hinwegkommen.“

Mit keinem Worte wurde an den folgenden Tagen der bevorstehende schwere Gang in die Stadt erwähnt. Jedes verrichtete seine Arbeit wie gewöhnlich, heiter und zufrieden waren sie wie sonst.

Am Donnerstag Abend ließ sich der Hansel in dem zwei Wegstunden entfernten Dorfe Georgental das Haupthaar schneiden und das Gesicht glatt rasieren. Als er sauber wie aus dem Ei geschält vor Marie hintrat, gab sie ihm einen herzhaften Kuß, wobei sie sagte: „Hab' keine Angst, Hansel, einen so krenzbraven Menschen, wie Du einer bist, wird kein Haar gekrümmt.“

Zeitig wurde zu Bett gegangen, denn der Torfhaushansel wollte früh aufstehen und die drei Wegstunden bis zur Stadt zu Fuß zurücklegen.

Um Mitternacht wachte der Hansel auf, denn der böse Zahn hatte wieder angefangen zu rumoren und zwar so heftig,

daß Hansel laut stöhnte. Auch seine Ehehälfte erwachte: „Reiß' Dir Deine linke Backe ein mit dem Franzbranntwein, der auf dem Fenster steht.“ Hansel stieg rasch aus dem Bette und tappte im Finstern bis er die Flasche fand. Mit der Flüssigkeit, die er sich in die hohle Hand gegossen hatte, rieb er sich unbarmerzig die Wange einmal, zweimal, dann legte er sich nieder und schlief fest ein.

Der Morgen des Gerichtstages graute. „Oh Jeh, oh Jeh, Hansel steh' auf,“ rief Marie, „was ist denn über Nacht mit Dir geschehen? Stehst ja pechschwarz aus, wie ein Neger, und die Betten, die Betten! Mit einem Satz war Hansel aus dem Bette und vor dem Spiegel. Ja es war richtig: Die ganze linke Hälfte des Gesichtes war tief schwarz und auf der andern Hälfte standen riesige Flecken, so groß wie Fünfmärkstücker. Er hatte in der Nacht die Tintenflasche erwischt. Zwar geholfen hatte die Einreibung, denn er hatte gut geschlafen und das Zahnweh war wie weggeblasen.

Aber was sollte nun werden? Bergebens war es, daß Marie ihn mit Seife, Soda und Essig wusch, die Tinte war echt und auf dem glattrasierten Gesicht leuchteten trotz der Mohrenwäsche die Flecken immer noch tiefdunkel. Es war aber die höchste Zeit nach der Stadt aufzubrechen. Noch einen Abschiedskuß der Marie und einen zärtlichen Blick nach seinen Jungen, der auch munter geworden war, dann ging es fort. Oh, wie er sich schämte, in diesem Aufzuge vor Gericht zu treten! Nun war er der Pechhansel auch äußerlich; sah er doch aus, als ob er die ganze Nacht in einer Pechhütte gearbeitet hätte.

„Hättest Dich zuvor auch waschen können, ehe Du hieher kamst“, sagte der Gerichtsdiener zu Hansel. Gern hätte dieser ihm entgegnet, aber der Atem stockte und die Sprache versagte ihm.

Als er in die Amtsstube eintrat, saß bereits der Teichhausfranzel auf der Zeugenbank. Erst schleuderte er dem Eintretenden wütende Blicke zu. Als er aber das Mohrengezicht sah, plakte er heraus vor Lachen und höhnischem Grinsen. Der Torfhaushansel aber schämte sich wie ein Mädchen.

Der Amtsrichter trat ein; er war ein gütiger und jovialer Herr. Nachdem er den Torfhaus nach Namen und Alter gefragt und dieser mit sehr besangener Stimme die Antwort erteilt hatte, sagte er: „Nun treten Sie etwas näher heran, damit ich Sie ordentlich verstehen kann. Ihre Konfession?“ „Ja, Herr Amtsrichter“, sagte Hansel treuherzig, „mit der Kon-

fession ist es bei mir eine eigene Sache: Von rechtswegen bin ich Schuhmacher, denn ich war der jüngere von 2 Söhnen und mußte ein Handwerk lernen, während der ältere das Anwesen, das Torfhaus, erhielt. Als aber mein Bruder starb, gab ich die Schustererei auf, denn das Torfhaus war mir zugefallen. Jetzt bin ich von Konfession Waldhauer.“ Lächelnd hatte der Amtsrichter zugehört.

„Ach, Sie verwechseln ja Konfession und Profession. Ich meine, was Sie glauben.“

„Ja, Herr Amtsrichter, ich glaube, die Sache wird gut gehen. Wenn der Stoffel ein tüchtiger Kerl wird und dereinst eine ordentliche Frau geheiratet hat, übergebe ich ihm das Anwesen und ziehe mich auf mein Altenteil zurück.“

„Aber, lieber Mann, das kümmert uns hier alles nichts. Ich meine . . . und dabei fährt sich der Amtsrichter in die Haare und guckt seinen Schreiber an, ob der ihm nicht Hilfe bringen kann, aber der steht verlegen ins Protokollbuch.“

Endlich fängt der Amtsrichter von neuem an: „Ich meine, welcher Kirche Sie angehören?“ „Ich gehöre nach Georgental; Sonntags, wenn ich dort bin, geh' ich immer gleich auch zum Bader, der mich rasiert, und manchmal laß ich mir von ihm auch die Ader schlagen.“ Der Amtsrichter springt jetzt auf und läuft zweimal um den grünen Tisch herum. Dann bleibt er vor dem Hansel stehen, blickt ihm fest ins Auge und brüllt: „Glauben Sie an Gott?“ „Aber, Herr Amtsrichter, solche Späße verbitt ich mir,“ ruft der Hansel entsetzt, „ob ich an Gott glaube? Für wen halten Sie mich? Meinen Sie, daß ich zu den Sozialdemokraten gehöre?“ — —

Dem Amtsrichter wird es ganz heiß vor Ungeduld. Wie soll er es denn erfragen, zu welcher Konfession der Hansel sich bekennt. Noch einmal läuft er um den Tisch herum. Halt, so wird's gehen! Hoch aufgerichtet bleibt er vor Hansel stehen: „Glauben Sie an Christus?“ „Das versteht sich.“ „Und kennen Sie den Dr. Luther?“ „Ne, Herr Amtsrichter, den kenne ich nicht; als sich meine Frau im Frühjahr Schaden getan hatte, da haben wir den Dr. Mayer geholt.“ „Gnug, genug! Sie sind also Katholik?“ „Jawohl, das bin ich.“ Aufatmend sagte der Amtsrichter: „Nun können wir endlich zur Sache übergehen. Sie sind beschuldigt am 29. September v. J. den Teichhauswirt geprügelt und verletzt zu haben. Geben Sie das zu?“ „Das muß ich zugeben.“ Hierauf wendet sich der Amts-

richter an den Teichhauswirt: „Erzählen Sie einmal den Hergang der Sache.“

„Zwischen mir und dem Torfhaushansel ist große Feindschaft geworden, denn er hat mich durch sein Ungeschick um einen fetten Sonntagsbraten gebracht!“

„Erzählen Sie uns die Geschichte!“

„Mein Junge, der Fritz, der mit dem Torfhausstoffel an einem Tage geboren ist, hatte im Frühjahr den Krähen einen jungen Hasen abgelagt und mit nachhause gebracht. Weil er gar zu flehentlich bat, hatte ich ihm erlaubt, das Tierlein zu behalten. Er hatte es in eine Tonne gesperrt und fütterte sein Häschen so sorglich, daß aus demselben bald ein dicker, fetter Has wurde. Eines Tages kam der Torfhaushansel vorbei. Ich rief ihn an, führte ihn zur Tonne und zeigte ihm den fetten Meister Lampe. Eine Weile beguckte er ihn, dann besüßte er ihn, hierauf sagte er: „Der ist reif, sonst wird er krank!“ „Na“, erwiderte ich, „wenn Du das sagst, gut, so werde ich ihn schlachten.“ „Schlachten?“ sagte ganz entsetzt der Hansel, „nee, dann schmeckt er nicht, ein Hase muß geschossen werden.“ „Ja, ich habe aber keine Büchse“, erwiderte ich. „Mach Dir darüber keine Sorge“, sagte der Hansel und warf sich in die Brust, „das Schießen werde ich besorgen, hab' ich doch im vorigen Jahre auf dem Schützenfeste Knopf getroffen. Aber zum Braten mußt Du uns einladen, denn auf den Sonntag hat meine Marie Geburtstag. Besorge nur Schrott und Pulver. Am Sonntag komm' ich in der Frühe.“ Und richtig kam der Hansel am Sonntag. Eine ganze Stunde putzte er noch an seiner Donnerbüchse. Ich hatte mittlerweile vor dem Gartenzaun einen Pfahl eingeschlagen, und weinend brachte mein Fritzchen sein armes, fetttes Häschen. Der Hansel zog eine handliche Schnur aus der Tasche, legte sie dem Hasen um den Hals und band ihn an den Pfahl. Dabei schnalzte er immer mit der Zunge, als ob ihm der saftige Braten schon gut schmeckte. Dann zählte er 10 Schritte ab und hob sein Gewehr. Der Fritz heulte wie ein Schoßhund, seine Mutter wendete das Gesicht ab, denn sie mochte die Bluttat nicht mit ansehen, aber der Knecht und die Magd schielten nach dem Torfhaushansel, der wichtig und gravitätisch tat, wie der Hahn auf dem Mist. Ich sagte noch einmal zu ihm: „Hansel, wirst Du ihn auch richtig treffen?“ „Ich hab' Dir doch gelagt,“ meinte er, „daß ich im vergangenen Jahre Knopf getroffen habe.“ Dabei hob er die Büchse, zielte — puff! Da ging der Hase über die Hecke ins freie Feld, an seinem Halse

ein Endchen Band. Eine Weile stand der Hansel wie eine Bildsäule, dann sagte er: „Wie konnte nur das passieren! Ich hab' doch im vorigen Jahr Knopf getroffen.“ „Weil Du ein richtiger Esel bist,“ schnauzte ich ihn an, nimm Deine Donnerbüchse und mach', daß Du heimkommst, und morgen zum Geburtstag laßt Euch den Hasen gut schmecken.“ Als der Hansel abmarschierte, nahm ich mir vor, ihm dafür einen ordentlichen Schabernack zu spielen.

„Das ist ja eine drollige Geschichte,“ sagte der Amtsrichter, „wie ist es denn nun aber zu der tätlichen Beleidigung gekommen?“ wandte er sich zum Torshansel. „Sie sind beschuldigt, Ihrem Nachbar mit einem gefährlichen Werkzeug im Sinne des Gesetzes verletzt zu haben. Dies mögen Sie mir selbst erzählen.“

Rechhansel räuspert sich, wirft dem Teichhauswirt einen wütenden Blick zu, reckte und streckte die Arme und ballte schließlich die Fäuste. „Ja, Herr Amtsrichter,“ begann der Beklagte, „ich war erboßt auf den alten Freund und darum habe ich ihn verwickelt.“

„Was tat er Ihnen denn zu leide?“ „Veralbert hat er mich, und wie sehr veralbert!“

„Wodurch? Erzählen Sie den ganzen Hergang der Sache!“

„Nun, die Sache war nämlich so, ich hatte mir neulich ein Huhn gekauft, aber das Vieh wollte keine Eier legen. Wie ich das dem Teichhausfranzel erzählte, meinte er, ich sollte ein Stückchen Brot mit Kamillentee befeuchten und dem Huhne zu fressen geben. Das hab' ich auch ausgeführt und richtig, am nächsten Morgen fand ich 10 Eier im Stall. Natürlich hab' ich dem Tiere gleich wieder Kamillenbrot gegeben, und am nächsten Morgen lagen wieder 10 Eier da. So ging es 3 Tage lang, freilich am dritten Tage waren die Eier fast alle faulig. Das machte mich stutzig. Wie ich aber am vierten Morgen in den Hühnerstall kam, da lag neben dem Neste ein großer Zettel und darauf stand geschrieben: „Ich kann nicht mehr.“ Jetzt ging mir erst ein Seifenleder auf, daß mich ein Jemand veralbert hatte. Als ich in meiner Wut den verdamnten Zettel mit Füßen stampfte, kam der Grenzer Spürnas, fing an aus Selbstkräften zu lachen und sagte: „Hast's endlich gemerkt, daß Dir der Teichhausfranzel die Eier in den Hühnerstall praktiziert hat? Spaß muß sein. Hättest den Hasen nicht fehlen dürfen, beim Schützenfest im vorigen Jahr hast Du doch den Knopf getroffen!“ Und zu meinem Unglück kommt in derselben Mi-

nute auch der Teichhausfranzel um die Waldecke geschlichen, feirt und feirt, klatscht in die Hände und auf die Knie. Da konnt' ich mich nicht wägigen, und in der Boheit hab' ich ihm mit dem Besenstiel an den Kopf gewickelt.“

Der Amtsrichter hatte mit stichtlichem Behagen die Erzählung angehört und sagte, das Sachem mit Mühe unterdrückend: „Ei, ei, zum Glück ist die Verletzung nicht gefährlich gewesen, aber in Strafe muß Er genommen werden, der Besitzer der von vielen Eierlegen sehr erschöpften Henne. 20 Mark Geldstrafe. Die Parteien können abtreten.“

Als sich draußen die alten Freunde trafen, wollte der Torshaushansel sich auf dem Absatz drehen und flugs weitermarschieren. „So ist's nicht gemeint,“ sagte der Teichhausfranzel, „zu Schaden sollt Ihr durch mich nicht kommen. Gestern hat meine Marie in der Geldlotterie 100 Mark gewonnen. Die 20 Mark Strafe zahle ich. Für den nächsten Sonntag kommst Du mit Deiner Frau zum Mittag ins Teichhaus. Ein frischer Trunk ist aus Böhmen gekommen, goldhelle und süßig, und dazu gibts Hasenbraten mit Broselgößen. Hörst Du Hansel, Hasenbraten!“

Das war eine Freude und heller Jubel, als Marie die beiden wiederversöhnten Freunde Arm in Arm aus der Stadt zurücklehren sah.

Beim Mittagessen am Sonntag aber, an dem auch der dicke Grenzaufseher Spürnas teilnahm, hob dieser das gefüllte Seidel und rief: „Auf ewige Freundschaft! Niemals wieder Teichhaus, contra Torshaus!“

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

Vom 1. bis 15. Oktober.

1. Montag. Remigius, Bisch. († 533). Sonnenaufgang um 6 U., Untergang um 5 U. 39 M. — 2. Dienstag. Leodegar, Bisch. und Mart. († 678); Gerin, Mart. († 677), Amandus, Bisch. ☉ Vollmond um 1 U. 46 M. nachm. — 3. Mittwoch. Gerhard, Abt († 959); Brüder Ewald, Mart. († 695). — 4. Donnerstag. Franz v. Assisi, Ordensstifter († 1226); Edwin, König. — 5. Freitag. Alacidus, Mart. († 546). — 6. Bruno, Ordensstift. († 1101).
7. Sonntag. Rosenkranzfest. Markus, Papst († 336); Justina, Mart. Festevang. (Lut. 1, 26—38): Von der Begrüßung Mariä durch den Engel Gabriel und der Verkündigung der Menschwerdung des Gottessohne. — Sonntagsevangel. Matth. 9, 1—8): Jesus heilt einen Sichtsbrüchigen zum Zeichen seiner Macht, Sünden zu vergeben.
8. Montag. Brigitta, Wtv. († 1373); Laura; Laurentia, Jgf. M. Evang. Matth. (22, 34—46). — 9. Dienstag. Dionysius, Bisch. u. Mart. († 272). — 10. Mittwoch. Franz v. Borgia, Befehrer († 1572). ☾ Letztes Viertel um 4 Uhr 37 M. abds. — 11. Donnerstag. Wimarus,

Bef. († 774); Bruno, Erzb. († 995). Sonnenaufgang um 6 U. 15 M., Unterg. um 5 U. 18 M. Tageslänge 11 St. 3 M. — 12. Freitag. Maximilian, Bisch. u. Mart. († 283). — 13. Samstag. Eduard, König u. Bef. († 1066). —

14. Sonntag. Kallistus, Papst u. Mart. († 223); Burkard, Bisch. (752). Evang. (Matth. 22, 1—14): Jesus lehrt im Gleichnisse von der königlichen Hochzeit, daß anstelle der Juden, welche die zuerst an sie ergangene Einladung zum Eintritt in das Reich Gottes verschmähten, die Heiden eintreten werden.

15. Montag. Theresia, Jgf. († 1582). (In Schlesien: Hedwig, Herzogin und Witwe.)

9. Oktober.

Der hl. Dionysius der Areopagite († 1. Jhdt) und Dionysius, Bischof und Märtyrer († 272.).

Das Andenken zweier heiliger Männer, namens Dionysius (d. h. gotterfüllt), die von vielen als eine und dieselbe Person aufgefaßt wurden, begeht die Kirche an diesem Tage; es ist Dionysius der Areopagite und Dionysius, der Apostel Frankreichs.

Als der hl. Apostel Paulus im Jahre 51 n. Chr. nach Athen, der Hauptstadt des alten Griechenland, kam und auf dem Markte Jesum und seine Auferstehung predigte, da wurde er vor den Areopag d. h. den hohen Rat der Stadt Athen geführt und hielt hier folgende herrliche Rede:

„Ihr Männer von Athen! Ich sehe, daß ihr in allen Dingen ich möchte sagen übergläubig seid. Denn als ich an euren Götterbildern vorüberging und sie betrachtete, fand ich auch einen Altar, auf dem geschrieben stand: Einem unbekanntem Gott! Was ihr nun verehret, ohne es zu kennen, das verkündige ich euch! Der Gott, welcher die Welt gemacht hat und alles, was in ihr ist, der der Herr des Himmels und der Erde ist, wohnt nicht in Tempeln, die von Händen gemacht sind, noch wird er von Menschenhänden bedient, als bedürfte er etwas, da er selbst allen Leben und Odem und alles gibt. Er hat gemacht, daß aus einem Einzigen sich das ganze Menschengeschlecht über die gesamte Erde verbreitete, und ordnete und bestimmte vorweg die Zeiten und die Grenzen ihres Aufenthaltes, damit sie Gott suchen, ob sie ihn etwa fühlen oder finden möchten, obwohl er nicht fern von einem jeden aus uns ist. Denn in ihm leben wir und bewegen wir uns und sind wir; wie auch einige von euren Dichtern gesagt haben: Denn seines Geschlechtes sind auch wir. Da wir nun also ein Geschlecht Gottes sind, so dürfen wir nicht meinen, die Gottheit sei dem Golde oder Silber ähnlich, einem Gebilde menschlicher Kunst und Erfindung. Gott hat nun die Zeiten dieser Unwissenheit nachgesehen und tut jetzt den Menschen kund, daß sie alle, aller Orten, Buße tun sollen; denn er hat einen Tag festgesetzt, an welchem er den Erdbreis richten wird in Gerechtigkeit, durch einen Mann, den er dazu bestimmt hat, und hat es jedermann glaubwürdig gemacht, indem er ihn von den Toten auf-erweckte. Als sie aber von der Auferstehung der Toten hörten, spotteten einige, die anderen aber sagten: Wir werden dich hierüber ein

anderes mal hören. Also ging Paulus hinweg aus ihrer Mitte. Einige Männer aber schlossen sich an ihn an und wurden gläubig. Unter diesen war auch Dionysius, ein Mitglied des Areopages, und eine Frau mit Namen Damaris, und andere mit ihnen."

Nur einige wenige Männer glaubten auf die Predigt des Paulus und unter diesen war auch Dionysius der Areopagite d. h. ein Mitglied des Areopag. Dieser war ein Mann von hoher wissenschaftlicher Bildung und war besonders in der Astronomie bewandert. Es gehörte fürwahr ein hoher Mut dazu, allein aus dem ganzen hohen Räte an die von den griechischen Philosophen verachtete Lehre des Gekreuzigten zu glauben. Um so höher ist es anzuschlagen, daß Dionysius, der angesehene Areopagite, dem armen Apostel Paulus, einem in Athen noch unbekanntem Juden, sich angeschlossen und Christum bekannte. Wenn auch die hl. Schrift nichts weiter von Dionysius dem Areopagiten berichtet, als seine Bekehrung zum Glauben an Christus ohne Menschenfurcht und falschen Standesdünkel, so kann man aus seinem Anschluß an Paulus mit Recht schließen, daß Dionysius der Areopagite, durch treue Befolgung der Lehre Christi zu hoher Heiligkeit gelangt ist, wie solche in den ersten Zeiten des Christentums nicht selten war.

Dionysius wurde, wie uns die ältesten Kirchenschriftsteller berichten, vom hl. Paulus selbst zum ersten Bischof von Athen eingesetzt. Mit großem Eifer oblag er der Verkündigung des Evangeliums in diesem Hauptstizze griechischer Bildung und griechischen Heidentums und durch seine Bemühungen entstand in Athen eine große christliche Gemeinde.

Von Dionysius dem Areopagiten wird auch berichtet, daß er, ohne zu ahnen, wie wahr seine Worte seien, bei der wunderbaren Sonnenfinsternis und dem Erdbeben zur Zeit des Todes Christi ausgerufen habe: "Entweder geht die Welt unter oder es stirbt ein Gott".

Das Ansehen Dionysius des Areopagiten als eines jener heiligen Männer der apostolischen Kirche war von jeher groß, so daß man später einen anderen hl. Dionysius, Bischof von Paris, mit dem Areopagiten verwechselte.

Dionysius, der Apostel von Paris, wirkte im dritten Jahrhunderte nach Christus in heutigen Frankreich. Durch die entsetzliche Christenverfolgung unter Septimius Severus war die blühende Kirche Galliens verwüstet worden. Papst Fabianus sandte nun neue Missionäre und Bischöfe dahin, um die zerstreuten Gläubigen zu sammeln und Kirchen zu gründen. Einer der hervorragendsten war Bischof Dionysius, welcher in dem auf einer Insel der Seine gelegenen Paris ein Bistum gründete, den Heiden das heil. Evangelium verkündete und sie zur Erkenntnis der Wahrheit und zu einem gottesfürchtigen Leben bekehrte. Gott hatte diesen heiligen Bischof mit der Wundergabe ausgerüstet, durch die er viele zum Glauben an Christus führte. Dionysius baute eine Kirche, stellte an derselben Priester und Diakonen an und ordnete die regelmäßige

Feier des Gottesdienstes. Dadurch zog er sich den Haß der Götzendiener zu. Als daher abermals eine Christenverfolgung ausbrach, überlieferten die Götzpriester den Bischof Dionysius als Ersten dem heidnischen Richter. Mit dem Bischof wurden auch der Priester Rusticus und der Diakon Eleutherius ins Gefängnis geworfen. Vor dem Richter bekannten alle drei unerschrocken ihren Glauben an Jesus Christus und erklärten sich bereit, ihren Glauben an Christus mit ihrem Blute zu besiegeln. Sie wurden abermals ins Gefängnis gebracht, um dort für die gräßlichsten Martern aufbewahrt zu werden; denn die Heiden hofften dadurch die Christen zu schrecken und zum Abfall gefügig zu machen. Doch der glorreiche Martertod dieser Heiligen befestigte das Christentum in Frankreich. Nachdem Dionysius und seine beiden Genossen alle Foltern standhaft erduldet und bis ans Ende Christum als den Erlöser der Welt bekannt hatten, wurden sie enthauptet.

Eine alte Legende, von der natürlich jeder halten kann, was ihm gut scheint, erzählt, Dionysius habe nach der Enthauptung sein Haupt noch eine Strecke getragen bis zu der Stelle, wo er dann begraben wurde.

Dionysius wird deshalb meist abgebildet, sein Haupt in der Hand tragend. Doch bezeugen hingegen zwei der ältesten Kirchenschriftsteller, daß Dionysius an derselben Stelle begraben wurde, wo er den Martertod erlitten hatte, was somit gegen jene Legende sprechen würde. Der hl. Gregor von Tours berichtet im 5. Jahrhdt., daß am Grabe des heiligen Dionysius viele Wunder geschahen und daß Wallfahrer von den äußersten Grenzen des römischen Reiches dort Hilfe suchten. Zu Lebzeiten der hl. Genovesa, der Schutzpatronin von Paris, erlangte ein Abt aus der Provence am Grabe des Heiligen wunderbare Heilung. Die hl. Genovesa war es auch, welche die über dem Grabe des hl. Dionysius erbaute Kapelle im Jahre 469 zu einer schönen Kirche erweitern ließ. Im 7. Jahrhunderte wurden die Reliquien der hl. Dionysius, Rusticus und Eleutherius in die von König Dagobert gegründete Abtei St. Denys bei Paris übertragen, die eine der wichtigsten und berühmtesten Abteien in ganz Europa und die Begräbnisstätte der Könige von Frankreich wurde. Der hl. Dionysius wird als einer der vierzehn Nothelfer verehrt

Das geistliche A B C des hl. Bonaventura.

(Fortsetzung.)

S

Sobrius esto!

Sei mäßig in Speise und Trank, sittsam in der Kleidung, vorsichtig im Reden, züchtig im Betragen, besonnen in deinem Vorhaben, stark im Leiden, gelassen in der Schmach, demütig im Glücke, dankbar für Wohlthaten, freudig bei Verachtung, geduldig in Schmerzen und bescheiden in deinem ganzen Tun und Lassen!

Der hlg. Bonaventura führt in den vorstehenden Worten das ganze wunderschöne

Bild einer in Gott fest gegründeten, mit sich selbst und mit den nächsten Mitmenschen in Frieden lebenden Seele vor unsere Augen; würden wir genau darnach handeln, so dürfte uns nichts mehr zu wünschen übrig bleiben. Kurz zusammengefaßt aber heißt es; "Halte Maß in allen Dingen." Alles Maßlose ist ungut, weil unnatürlich und häufig auch unrecht. Eine übermäßige Freude kann leicht in Uebermut ausarten; eine ungezügelter Trauer führt zur Verzweiflung und Bitterkeit.

Wo aber bleibt im ersten Falle die bemütige Dankbarkeit gegen Gott? Ich genieße so viel Gutes, soviel Glück und wie hab ich's verdient? Wie will ich mich bemühen, solcher Gnade wert zu sein? Wo bleibt im anderen Falle die christliche Ergebung, die Geduld, die Sanftmut? Nur mit Geduld wird alles Leid überwunden. Nur mit und durch Geduld kommen wir ans ewige Ziel, denn der Weg zum Himmel ist der Weg des Kreuzes. Also nichts übertreiben, nichts überstürzen, auch kein Glück überschätzen, nicht unbesonnen ins Verderben rennen.

Gott selbst ist das vollendetste Ebenmaß in allen Dingen, seine Weisheit kennt kein "Zuviel" und seine Liebe kein "Zuwenig", lassen wir ihn, lassen wir seine Lehre als die Richtschnur gelten, für unser inneres Leben.

Einfach, mäßig und genügsam, klagen wir über keine Entbehrung, verlangen wir nichts unmögliches, nichts unpassendes; Gott gibt uns, was wir brauchen, davon seien wir überzeugt; dieser G-danke macht uns zufrieden, und was wollen wir mehr? "Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes genannt werden."

Buntes Allerlei.

Mieter und Hausherr.

Zwischen einem Hausherrn und einem Mieter hat folgendes Zwiegespräch stattgefunden: Hausherr: "Haben Sie Kinder?" — Mieter: "Nein!" — Hausherr: "Das ist sehr gut, denn an Parteien mit Kindern vermiete ich nicht!" — Mieter: "Haben Sie Kinder?" — Hausherr: "Ja, vier!" — Mieter: "O, das tut mir leid, bei Hausherrn mit Kindern miete ich nicht."

Messer und Gabel.

Ein feindlicher Soldat, einquartiert in das Haus eines reichen Bauern, legte seinen Degen auf den Tisch mit den bezeichnenden Worten: "Jetzt geht ich hier!" Der Bauer entfernte sich stillschweigend und kam bald darauf wieder zurück und legte die Mistgabel neben den Degen. "Nun", fuhr ihn verblüfft der Soldat an, "was soll das bedeuten?" — "Ich meine", sagte der Bauer, "zum großen Messer gehört auch eine große Gabel."

Römische Anzeigen.

Jemand wünschte einen Käufer für einen Ochsen, der seines Gleichen sucht.

Auf dem Klingel-Schild eines Fleischwarengeschäftes war zu lesen: "Wer Wurst, Pöckelfleisch und Rinderzunge usw. haben will, beliebe von morgens 8 bis abends 9 Uhr zu klingeln."

Der gedemütigte Großbauer.

M— besaß ein Bauerngut, von dessen Ertrag er sorgenfrei leben und sich auch noch etwas auf die Seite legen konnte. Er hatte in seiner Jugend einige Jahre in der Stadt studiert und war dann als „Aufgeklärter“ in seinen Heimatort zurückgekehrt, wo er sich bald über Kirchengebote und anderes in frivoler Weise aussprach. Wegen seiner Bildung war er auch in den Kirchenvorstand gewählt worden, wengleich er die

lassen will, dem kommt nachher Gott der Herr und untersagt ihm das Brotesfen.“ Es folgte ein allgemeines Stillschweigen. — Es waren mehrere Jahre vergangen, aber merkwürdiger Weise waren die Vermögenszustände des vermöglichen Hofbauer langsam abwärts gegangen. Nun kam auch noch ein Hagelschauer und vernichtete all seine Erntehoffnungen. Der Hofbauer war, nachdem der Segen Gottes von ihm gewichen, ein merklich anderer geworden; er ging wieder

in die Kirche und spottete nicht mehr. Eines abends kam er unerwartet zum Pfarrer. Als sie über alles mögliche und unmögliche gesprochen hatten und der Hofbauer so eigentümlich bekommen in seinem Auftreten sich gezeigt hatte, sprach er zum Pfarrer: „Ich wölte den Herrn Pfarrer eigentlich bitten, mir einen halben Schöffel Roggen zu borgen.“ Ein Wort brachte das andere und dabei gestand der Bauer, daß er weder Roggen habe noch Geld, um solchen zu kaufen. Oft schon habe er an das Kirchenfest gedacht, an welchem Hr. Pfarrer so eigene Worte gesprochen. Sie sind mir zur bitteren Wahrheit geworden. Ich habe aber erfahren, daß das Klügersein wollen zu nichts anderem hilft, als zu um so größerem Verderben.“ „Bei solcher Gesinnung, lieber Hofbauer,“ versetzte der Pfarrer, „habe ich Ihnen nichts weiter zu sagen, als daß Sie zu dem schlichten, demütigen Christenglauben zurückkehren und dabei verharren mögen alle Tage Ihres Lebens. Sie sollen das Korn haben, aber nicht geborgt, sondern geschenkt.“

Die Ehe.

Goethe, dem man gewiß nicht nachsagen kann, daß er ein sogenannter „Alerikaler“ war und der auch kein besonderer Verehrer des Katholizismus ist, hat seine Gedanken über die Ehe in seinem Werke „Wahlverwandtschaften“ niedergelegt. Er sagt im 1. Teil, 9. Kapitel: „Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Kultur. Sie macht den Rohen mild, und der Gebildetste hat keine bessere Gelegenheit, seine Milde zu bewerten. Unauflöslich muß sie sein: denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist. Und was will man von Unglück reden? Unge- duld ist es, die den Menschen von Zeit

zu Zeit anfällt und dann beliebt er, sich unglücklich zu finden. Lasse man den Augenblick vorübergehen und man wird glücklich fühlen, daß ein so lange Bestandenes noch besteht. Sich zu trennen, gibt's gar keinen hinlänglichen Grund. Der menschliche Zustand ist so hoch in Leiden und Freuden gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein paar Gatten einander schuldig werden. Es ist eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann. Unbequem mag es manchmal sein, das glaub' ich wohl, und das ist eben recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewissen verheiratet, das wir oft gerne los sein möchten, weil es unbequemer ist, als uns je ein Mann oder eine Frau werden könnte?“ Kann man die Unauflöslichkeit der Ehe vom Kulturstandpunkte besser begründen?

Der Stoffel.

Hopla, hopla, rat' geschwind,
Wer Dir macht Dein Auge blind;
Ist es ohne Fehl geschehn,
Darf Großmutterl wieder sehn. —
Ei, mein unbedachter Wicht,
Weißt, gescheit, das bist Du nicht,
Wer Großmutter heißet mich,
Ist mein Enkel sicherlich.
Vorgetan und nachbedacht,
Schau, das hast Du jetzt gemacht,
Und mir wird's nun klar im Geist,
Daß man just Dich Stoffel heißet.

Udele Brentano.

Kaiser und Dorfjunge.

Se. Majestät der Kaiser kam im Jahre 1882 auch in das Dorf Predil in Kärnten. Die armen Leute hatten ihre Hütten mit Fähnlein herausgeputzt, die Greise segneten den erlauchten Gast und viele Frauen fielen auf die Knie und die Kinder sangen vor dem Schulhause die Volkshymne. Der Kaiser frug nun einen Kleinen wie er heiße. „Josef Bogvic, lieber Herr Kaiser,“ antwortete der Junge. — „Und wer ist dein Vater?“ frug der Kaiser weiter. — „Ich hute, Herr Kaiser, er ist Bergwerksarbeiter in Raibl und kommt erst Samstag nachts spät nach Hause, am Montag geht er noch beim Grauen wieder fort.“ — „Willst du auch ein Grubenarbeiter werden?“ — „Nein, ich möchte am liebsten ein Soldat sein und auch so brav kämpfen und streiten, wie die Helben, die unten an der Straße ein Monument haben.“ — Diese Antwort gefiel dem Monarchen außerordentlich. Er ließ den Namen des Kleinen vermerken und verließ unter Freudenrufen das armselige Dorf. — Da kam die Weihnachtszeit, die hohen Berge waren dicht mit Schnee bedeckt. Der Postillon blies trotz Schnee und Sturm und der Kondukteur lud eine riesige Schachtel ab, die an den Kleinen, den braven Josef Bogvic, adressiert war. Als er sie öffnete, fand er eine Menge Spielsachen, Bilderbücher, Soldaten und dabei lag ein großer Brief, in dem es hieß, daß sich der Kaiser des bravsten Knaben in der Dorfschule von Predil mit Wohlgefallen erinnere und



Der Stoffel.

Kirche nur selten betrat. Zum Feste des Kirchenpatrons war M. vom Pfarrer zum Mittagessen eingeladen worden, und er kam auch. Es war an dem Tage Fasttag und deshalb kam kein Fleisch auf den Tisch. Der stolze Hofbauer brachte bald das Gespräch auf das Fastengebot, worüber er mit all seinen Hohn und Spott loslegte. Da richtete der Pfarrer seine ernststen Augen auf den Schwäzer und sagte: „Hören Sie einmal, Hofbauer, ich habe es oft gehört, wenn der Mensch an Fasttagen nicht vom Fleischessen

ehrer des Katholizismus ist, hat seine Gedanken über die Ehe in seinem Werke „Wahlverwandtschaften“ niedergelegt. Er sagt im 1. Teil, 9. Kapitel: „Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Kultur. Sie macht den Rohen mild, und der Gebildetste hat keine bessere Gelegenheit, seine Milde zu bewerten. Unauflöslich muß sie sein: denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist. Und was will man von Unglück reden? Unge- duld ist es, die den Menschen von Zeit

ihm beifolgend ein Christgeschenk sende. Man kann es sich wohl denken, welchen Jubel diese kaiserliche Spende in der kleinen Hütte hervorgerufen hat.

Die Karlskirche in Wien.

Eine der kunstgeschichtlich interessantesten Kirchen Wiens ist die Karlskirche am Karlsplatz. In Erfüllung eines Gelübdes wurde sie von Karl VI. in den Jahren 1716 bis 1736 erbaut. Die Pläne lieferte J. B. Fischer von Erlach, den Bau selber überwachte der Hofarchitekt Martinelli. Die Kirche zeigt den vollentwickelten Barockstil und sehr edle Formen. Die 72 Meter hohe herrliche Kuppel, die den Haupt- und Mittelpunkt des Baues bildet, ist in ihrer Grundform langrund. Sie wird von zwei niedrigen Türmen flankiert. Vor der Fassade, rechts und links des gewaltigen Säulentores stehen zwei hohe Säulen mit Reliefs geschmückt. Die Kirche macht einen prächtigen Eindruck und ist auch im Innern herrlich anzusehen.

Von einem Kreuze erschlagen.

Die „Sentinelle du Midi“ teilt folgenden Vorgang aus Saint-Geniès-le-Bas mit, der sich im Jahre 1882 ereignete. Der Schwiegerohn des Munizipalrates Bertrand von Beziers, eines gewaltigen Freidenkers, nicht minder gottlos als sein Schwiegervater, wurde auf einem in Begleitung seiner Frau und einiger guter Freunde und Gesinnungsgenossen unternommenen Spaziergange eines Steinkreuzes, welches — nebenbei gesagt — da es sich nicht hart am Wege, sondern weitab von der Straße befand, Privateigentum war, ansichtig. Dieses Kreuz, dieses Zeichen der Erlösung, erregte den Zorn des ungläubigen Mannes. Er eilte darauf zu und versuchte, es umzustürzen. Der Versuch gelang über alle Erwartung. Das Kreuz stürzte, aber nicht zu Boden, sondern auf die Brust des Frevlers, den es buchstäblich zermalmte.

Die liebste Musik.

In einer Gesellschaft sprach man von den Vorzügen der musikalischen Instrumente. Der eine lobte das Klavier, der andere die Geige, ein dritter pries die Zither, wieder ein anderer die Flöte. Da wurde ein alter Herr, der viel auf das Essen und Trinken hielt und zu den vorhergegangenen Lobsprüchen der musikalischen Genüsse nichts gesagt hatte, gefragt: „Welches Instrument halten Sie für das beste?“ — „Ach, meine Herren,“ gab er zur Antwort, „von allen Instrumenten, die ich kenne, ist mir am liebsten der Bratspieß!“

Ein treuer General.

Friedrich Freiherr von Mondel war General-Adjutant Kaiser Franz Josephs I. und im Dezember 1886 dem Tode nahe. Er war ein treuer Diener seines Herrn und ein glänzender Repräsentant der kaiserlichen Armee. Zwei Tage vor dem Tode besuchte der Monarch den Kranken in Baden. Als ihm der bevorstehende Besuch angezeigt wurde, schien ihm diese Nachricht freudige Erregung zu bringen. Er verlangte nach einem Blatt

Papier und auf dieses schrieb er mit fester Hand: „Aus tiefstem Herzen danke ich Ew. Majestät für all die zahlreichen Gnaden und Ehren, mit denen mich Ew. Majestät so zahlreich beschenkt haben. Noch mit meinem letzten Atemzuge werde ich den Segen des Himmels über Ew. Majestät und Höchsthre Familie herabflehen.“ Als der Kaiser das Krankenzimmer betrat, empfing ihn Mondel außer Bett und hatte, so gut es eben ging, eine stramme Haltung angenommen. Als der Kaiser ihm die Hand reichte, versuchte der kranke General ihm diese zu küssen und übergab gleichzeitig dem Kaiser das Blatt, dessen Inhalt den Kaiser tief ergriff, so daß er nur mit Mühe Worte des Trostes für den Kranken fand. Zwei Tage später hauchte Mondel seine Seele aus.

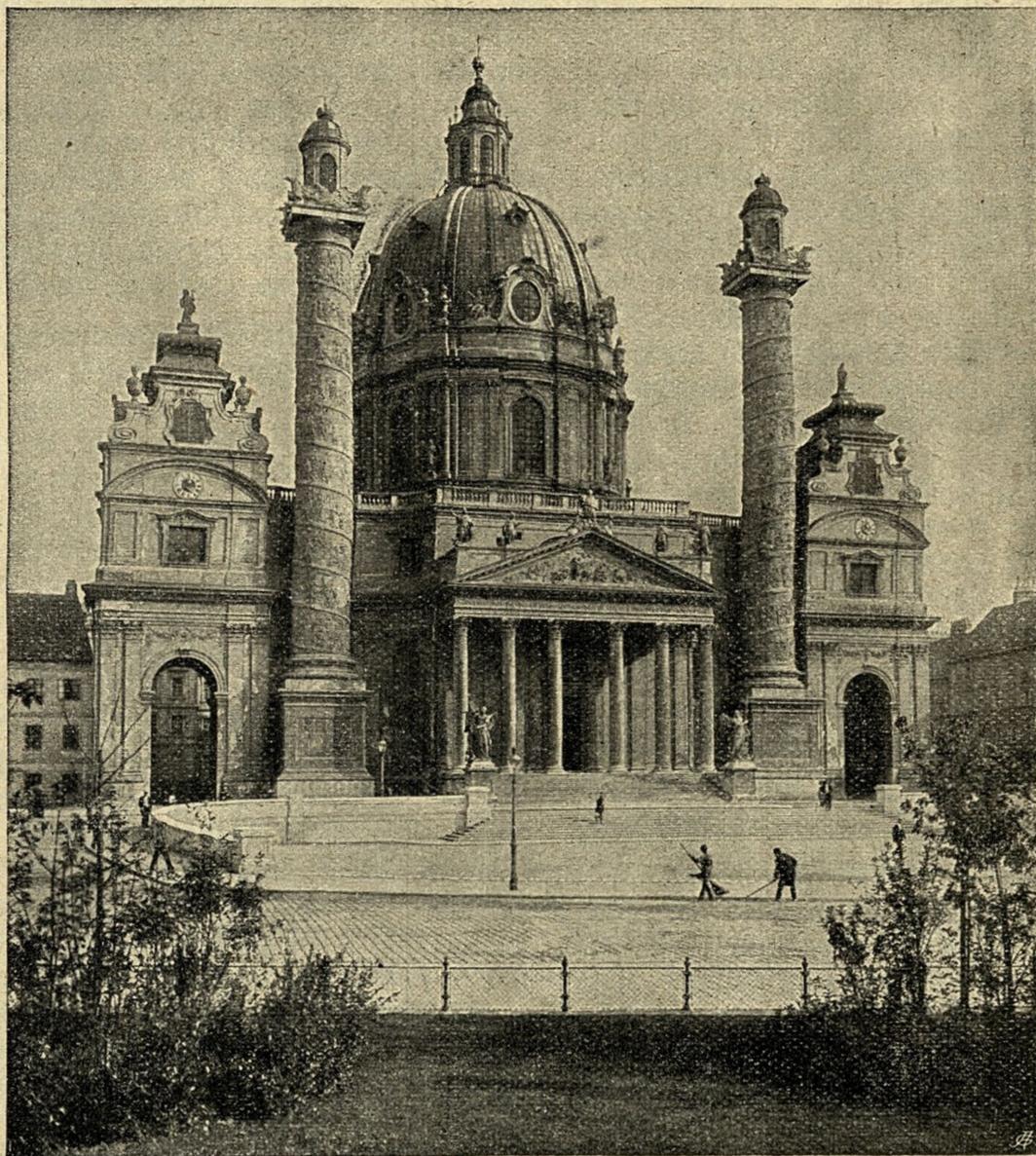
Der Kaiser samt dem damaligen Kronprinzen und sämtlichen Erzherzögen nahm an der Begräbnisfeier des kaisertreuen Generals teil.

Geretteter Luftschiffer.

Der Luftschiffer Duruof und seine Frau, die schreckliche Gefahren bei einer unvorsichtig unternommenen Fahrt ausgestanden, bei der sie fast im Meere hätten ertrinken müssen, waren an einem Marienfest in die Marienkirche zu Unserer Lieben Frau vom Siege in Paris gekommen, um ein kostbares

Weihesgeschenk niederzulegen. Denn sie taten dies aus Dankbarkeit für die glückliche Rettung und brachten eine sehr künstlich gearbeitete und auf einem Sockel ruhende Korngarbe von Gold. Die gefährliche Fahrt trug sich folgenderweise zu. Zur Zeit der Pariser Belagerung hatte Duruof mit dem bekannten Nadar den Dienst der Luftballons eingerichtet. Eines Tages kündigte er eine Fahrt von Calais aus über die Meerenge nach England an. Der Wind war aber konträr und ohne Zweifel mußte er die Luftfahrer in die Gegend des Nordmeeres verschlagen. Der Hafenskapitän und der Bürgermeister von Calais bestimmten deshalb Duruof, die Reise auf den anderen Tag zu verschieben. Während jedoch die versammelte Menge schon anfing, sich zu verlaufen, fingen einige der Enttäuschten an zu

schreien. Duruof hörte das Wort „Feigling“. In verletztem Stolz macht er sofort kehrt, läßt den Ballon herrichten, steigt mit seiner Frau in die Gondel und gibt das Zeichen zur Abfahrt; die Stricke werden zerschnitten und der Wind führt den Ballon nach Nordosten, er ist bald im Nebel und abendlichen Dunkel verschwunden. — Drei Tage lang glaubte man den armen Duruof und seine Frau verloren. Wie sollte ein Luftballon von geringer Stärke sich so lange oben halten oder bis zu einer Insel oder dem festen Lande gelangen können! Und wenn er ins Meer fiel, waren die Insassen ohne Rettung verloren. — Was unmöglich schien, ist doch eingetreten, wie durch ein Wunder. Die beiden Reisenden wurden von einem



Die Karlskirche in Wien.

Rüstenschiffe unfern der Norwegischen Küste aus dem Meere gefischt, nachdem sie zwei Stunden lang auf dem Wasser herumgetrieben waren.

Eroberung Konstantinopels.

Seit dem 12. April 1204 war diese Stadt in der Gewalt der Abendländer gewesen, doch jetzt sollte dem „Lateinischen Kaisertum“ daselbst nach 57-jähriger Dauer ein Ende gemacht werden. Alexius Strategopulus, General Kaiser Michael's VIII. von Nizäa, rückte in Verbindung mit den Genuesern vor Konstantinopel, bemächtigte sich in der Nacht der Stadt und wütete mit Feuer und Schwert. Der letzte lateinische Kaiser Balduin II. und der lateinische Patriarch entkamen durch die Flucht und setzten nach Italien über, wo Balduin 1272 starb.

Aus verschiedenen Ländern.

Kirchliches.

— **Katholikentage** wurden vom 23. bis 26. Sept. in Budapest und vom 24. bis 27. September in Freiburg in der Schweiz unter großen Feierlichkeiten und starker Beteiligung abgehalten. In Freiburg sollen 15000 bis 20000 Katholiken teilgenommen haben. In Budapest erschienen auch zwei Minister Graf Apponyi und Graf Madarich zu den Versammlungen des Katholikentages.

— **Ein Rundschreiben der französischen Bischöfe** fordert die Katholiken Frankreichs auf, den Weisungen des hl. Vaters, bezüglich des Kirchentrennungsgesetzes, zu folgen und spricht die Erwartung aus, daß kein Katholik einem sog. Kultusvereine beitrete. Die Bischöfe und Priester sind bereit, alle Opfer und Entbehrungen auf sich zu nehmen, doch erinnern sie die Gläubigen an die Pflicht, zum Unterhalt des Gottesdienstes und der Geistlichen nach Kräften beizutragen. Nicht mit Gewaltmitteln, wohl aber durch ruhige Festigkeit und Gebet werden die Katholiken Frankreichs über ihre Widersacher siegen.

— **Die 49. Synode** der Erzdiözese Salzburg wurde am 24. September, dem Feste des hl. Bischofs Rupert, in Salzburg feierlich eröffnet. An derselben nahmen der Kardinal Ratschthaler von Salzburg, die Bischöfe von Graz, Marburg, Klagenfurt, Brixen und Trient sowie viele Prälaten und Priester der Diözese Salzburg teil. Die Hauptsitzungen fanden im Salzburger Dom, die Einzelberatungen in der f. e. Residenz statt. Möge sie recht segensvolle Früchte für das kirchliche Leben bringen und zur Abhaltung von solchen Synoden auch in anderen Diözesen aneifern.

Oesterreich-Ungarn.

Das österreich. Abgeordnetenhaus begann am 18. September seine bedeutsame Schlusssession, die, auch wenn sie in der weitesten Auslegung gesetzlicher Zulässigkeit der 6 jährigen Mandatsdauer bis 31. Jan. 1907 (31. Jänner 1901 war die erste Reichsrats-sitzung) fort dauert, nur 134 Tage zur Erledigung hochwichtiger Aufgaben hat. Zuoberst rangiert dabei die Wahlreform, dann drängen noch einige gewerbliche, landwirtschaftliche, Kongrua- und budgetäre Vorlagen. Der seit dem 12. September arbeitende Wahlreformauschuß bewegt sich im Schnecken-tempo; er hat zwar schon beschlossen, daß jeder Staatsbürger wahlberechtigt ist, die Geschäftigkeit für das aktive Wahlrecht nur ein Jahr beträgt, jede selbständige Gemeinde Wahlort sei (nur in Galizien behält man sich Gruppenwahlorte bis zu 1500 Seelen vor) und die Wahl- und Stichwahlen überall am gleichen Tage erfolgen sollen; aber die Wahlkreiseinteilung für einige Länder, der Antrag auf Wahlpflicht und der Antrag des kons. Abg. Tollinger, dem auch alldeutsche und liberale Elemente beipflichten, auf Einführung des Plural- oder Mehrstimmenwahlrechtes höher Besteuerter und sonstiger „Intelligenz“-Wähler ist noch unerledigt. Man erwartet jetzt aber, daß im Ausschusse das Plural-

wahlrecht, diese Durchberechnung des richtigeren gleichen Wahlrechtes, doch keine Mehrheit finden werde. In den Voll-sitzungen des Hauses wird es später aber für die Wahldebatte auch noch eine Unmenge verzögernder Anträge geben. Das Haus hat gleich in der ersten Sitzung am 18. d. einen unüberlegten Streich begangen, indem es einem Antrage des frei-vollständigen Abg. Hofer zustimmte, daß ein Oberst wegen Nichtachtung seiner Beschwerde über das Weiterdienen des bruchkranken Infanteristen Johann Zwerger dem Hause Abbitte leiste: jener Oberst hatte aber gar nicht einmal gewußt, daß der große Hofer in der Kaserne vorsprach, und Hofer sollte doch wissen, daß dem Hause kein Oberst sondern nur der Minister verantwortlich ist! — Im Finanzausschusse erklärte der liberale Unterrichtsminister Marchet, daß der Beitrag zur Kongrua-Erhöhung auf 4,800.000 Kronen herabgesetzt und nach Maßgabe des Dienstalters zugebilligt werde der herrschenden Benachteiligung des Seelsorgsklerus gegenüber Lehrer- und Beamtenkategorien ist damit nur ganz unzulänglich abgeholfen. Das Haus beriet nur über das Apothekergesetz.

Christliche Gewerkschafts-Zentralen Oesterreichs verzeichnete der jüngste Ausweis: Chr. Tabakarbeiter-Verband Wien XVIII, Schulgasse 38; — Chr. Textilarbeiterverband Wien, XIV, Sechshausstr. 9; — Verband der Chr. Bäckergehilfen Wien XVI, Dittaringerstr. 17; — Verband der Chr. Eisen- und Metallarbeiter, Wien, XV, Clementinengasse 15; Verband der Chr. Holzarbeiter, Wien VI, Megydgasse 21; — Verband der Chr. Schuharbeiter, Wien, VII, Burggasse 67; — Eisenbahner-„Verkehrsbund“, Wien XV, Mariahilferstraße 141. — Verband der christlichen Bau- und Steinarbeiter Oesterreichs, Zentrale Innsbruck, Hotel Mondshein. — Möge man sich behufs Anschluß, behufs Statuten, Bildung von Ortsgruppen u. an diese Adressen wenden. Für eine Reihe anderer Gewerbe bestehen vorläufig nur christliche Lokal- oder Provinzorganisationen. Auf dem Gebiete der christlichen Fachorganisation ist noch sehr viel erreichbar; sind doch von 2,226 601 Arbeitern und Gehilfen Oesterreichs erst 312.846 (14 Prozent sozialistisch organisiert, und auch von diesen manche nur gezwungener Weise wegen lokaler Ermangelung oder Unkenntnis christlicher, der Fachunterstützung und Besserstellung der Berufs-genossen dienender Organisationen.

Verschiedenes. Der Kaiser ist am 21. September von Ischl nach Schönbrunn zurückgekehrt, ohne von seiner Verkühlung gänzlich hergestellt zu sein; doch dürfte Anfang Nov. die Kaiserreise nach Prag noch stattfinden. Der statt des Kaisers zu den See- und Landmanövern gereiste Erzherzog Franz Ferdinand, der auch in Bosnien-Herzegowina weilte (Trebinje), hat Sr. Majestät über deren rühmlichen Verlauf Bericht erstattet; nun verlautet, daß bei seiner Reise nächst Pola ein Bahnattentat geplant war, indem Dynamitpatronen auf die Schienen gelegt, aber rechtzeitig entdeckt wurden; einige Italiener sind deswegen verhaftet worden. — In Zeidelweid bei

Sandau wurde der Vorsteher Bauer von Wilderern erschossen. — Der Hauptrechnungsabschluß der Gemeinde Wien für 1905 ergibt einen Einnahmen-Ueberschuß von 3,177.405 K; die Ausgaben betragen 14,777.908 K, die städtischen Gas- und Elektrizitätswerke lieferten ein Reinerträgnis von über 6 Millionen K. Wie viel besser ist also die christlich-antifemische Stadtverwaltung gegenüber der früheren judenliberalen Schulden- und Ausbeutungswirtschaft, während doch Wien jetzt weit mehr für Schulen, Armenpflege, Lehrer, Beamte, Gesundheit und Verschönerung leistet! — Bei Laufen-Ischl wurde am 22. Sept. der 3100 cm lange Kaiser Franz Josef-Erbstollen durchschlagen, wodurch nun für 200 Jahre Salzvorrat erschlossen ist. — Am 30. Sept. wurde die Karawanken-Bahnlinie (Kärnten) in Betrieb gesetzt. — Die deutschböhmisches Ausstellung Reichenberg wurde am 30. Sept. geschlossen; sie hatte bis 24. Sept. 1,233.770 Besucher, eine den Erwartungen vieler nicht entsprechende Zahl. — In Mähren, wo nun die Landtagswahl-Agitation im Gange ist, wurde über seinen Wunsch der Statthalter Graf Zierotin des Amtes enthoben; Hofrat Frh. Dr. v. Billersdorff vertritt ihn.

Deutschland

Das Großherzogpaar von Baden feierte am 20. September in Karlsruhe seine goldene Hochzeit; dazu erschien auch das Kaiserpaar. — Der Darmstädter Bankdirektor Dornburg (jüdischer Abstammung) will als ernannter Kolonialdirektor und Nachfolger des Erbprinzen Hohenlohe-Langenburg die afrikanischen Kolonien selbst bereisen. — Zur Regenschaftsfrage in Braunschweig beschloß der dortige Landtag eine neue Abordnung zum Herzog von Cumberland nach Gmunden zu entsenden, um ihm das Ultimatum zu stellen, ob er unter den von Preußen gestellten Bedingungen zum Antritte der Regierung in Braunschweig bereit sei. Gleichzeitig soll der Kaiser angegangen werden, diese Bedingungen durch die preußische Regierung formulieren zu lassen. Nimmt der Herzog von Cumberland diese Bedingungen an, dann tritt er ohne weiters die Regierung in Braunschweig an, lehnt er sie ab, soll in drei Monaten ein neuer Thronfolger gewählt werden. — Der allgemeine Arztetag in Stuttgart bot nicht nur in medizinischer, sondern in religiöser und sozialer Hinsicht beachtenswerte Momente; ein Arzt legte z. B. die schlimmen Folgen blutsverwandtschaftlicher Ehen dar, ein anderer Forscher, daß auch heute oft Besessenheit vorkomme, ein anderer, daß für die Masse Bresthaster und Krüppel in Deutschland der Staat fast gar keine, die Privaten, zumal Orden, aber ziemlich viele begrüßenswerte Pflegeanstalten aufweisen.

Balkanstaaten.

Bulgarien steht noch immer in schroffem Gegensatz zu den Griechen und zur Türkei; im Dorfe Kameniza ist am 25. Sept. der griechische Metropolit von Kastoria, Photias, ermordet worden. — In Serbien wird die Nachgiebigkeit des Königs Peter gegenüber den Königsmördern darauf zurückgeführt, daß

diese mit skandalösen Enthüllungen über die Teilnahme Peters an der Ermordung des Königspaars Alexander-Draga drohten. — Auf Kreta geht es wieder sehr unruhig zu; Prinz Georg von Griechenland verließ nach einer Mahnung zur Ruhe die Insel und begab sich nach Athen; Kriegsschiffe der Schutzmächte dürften wieder einzugreifen haben.

Rußland.

— Die Mordmörder treiben noch immer ihr schreckliches Handwerk. Die Studentin, die in Interlaken in der Schweiz einen dort zur Kur weilenden russischen General erschossen wollte und dafür einen Rentier Müller getroffen hat, ist ein Mädchen aus vornehmer russischer Familie. In Rußland selber geht jetzt die Regierung streng vor. Wo immer man eines Mordmörders Herr wird, tritt sofort ein Feldgericht zusammen, das Urteil lautet zumeist auf Tod und wird gleich vollzogen. Der Zar hat mit seiner Familie eine Erholungsfahrt in den finnischen Gewässern gemacht. Aber selbst da war er nicht sicher. Einer seiner Generale wurde dabei von Matrosen erschossen, und mit den Mördern wurden auch Offiziere verhaftet. Viele von den Veranstaltern des schrecklichen Attentates auf die Villa Stolypins hat man verhaften können. An der Spitze des Mordunternehmens stand eine Jüdin! Bomben werden bald da bald dort noch geworfen. Die revolutionären Blutmenschen wollen nicht nachgeben, und die Polizei ist nicht im Stande alle ihre Schlupfwinkel auszuheben.

Asien.

Schiffskatastrophen. Im Hafen und Flußlaufe bei Hongkong fielen einem Taifun (Wirbelsturm) viele fremde und chinesische Schiffe, namentlich aber einheimische, den Eingeborenen zugleich als dauernde Familienwohnungen dienende Fischerboote zum Opfer; die Zahl der Toten soll nach Telegrammen vom 21. September 10.000 übersteigen. — Auf dem Indus sind nach Meldungen vom 25. Sept. aus Campell Lore bei einer Dampferkatastrophe 150 Personen ertrunken.

Amerika.

Der auf Kuba ausgebrochene Aufstand gibt den herrschsüchtig ganz Amerika bevormundenden Vereinigten Staaten Gelegenheit, an Kubas Küsten drohend mit Kriegsschiffen zu paradiere; den Spaniern hat die Union Kuba entreißen helfen, nun möchte es die Insel den Kubanern entreißen; die Rebellen wollen sich jetzt mit dem Präsidenten Palma verständigen und neue Kongresswahlen durchsetzen. — In dem nordamerikanischen Städtchen Jellico (Tennessee) ist am 20. Sept. ein mit Dynamit beladener Waggon explodiert, wodurch das Städtchen fast ganz zerstört, 9 Personen getötet, 50 verletzt, 900 obdachlos wurden.

Zeitgeschichte.

— Eine Kirche ganz aus Ton erbaut gibt es in der Stadt Chicago. Sie wurde ohne Nagel und ohne das kleinste Stückchen Holz hergestellt. Sie ist ganz aus Ton gemacht, so daß bei ihrer Erbauung auch nicht

ein Hammerschlag gehört wurde. Das Dach besteht aus Ziegeln, die Schlusssteine, die Kanzel und die innere Verkleidung sind aus Terrakotta, die Bogen aus Backsteinen. Die Soldaten des 83. Regiments bauten, als die englische Armee nach Perth in Australien kam, eine Kirche ganz aus großen Ziegeln. In Santa Rosa erhebt sich eine Kirche, die vollständig aus dem Holz eines riesigen roten Sandelbaumes gemacht ist.

— Die Opfer der Automobile sind, wie eine kuriose, kleine Statistik beweist, verschieden je nach der Lage und Größe der Orte, die Autos passieren. In kleinen Städten fallen am meisten Hunde dem Auto zum Opfer, auf dem Lande allerlei Geflügel, ja sogar Stiere und Kühe, während in den Großstädten der Fußgänger sehr häufig und schmerzhaft in Berührung treten und Bekanntheit machen muß. In Italien haben die Automobilisten die meisten — Chancen, Katzen zu überfahren, da es in Italien in den kleinen Städten und Dörfern eine Unmenge von Katzen gibt, die vagabundierend umherstreichen, ähnlich wie auf den Straßen von Konstantinopel eine große Anzahl von Hunden. In Italien macht man nun allerdings geradezu ein Gewerbe aus den überfahrenen Katzen. Während sich sonst niemand um die Tiere kümmert, melden sich heute, sobald eine Katze von Automobilisten überfahren und getötet wird, mindestens zehn Eigentümer. Die Gerichte in Italien stellen sich ganz auf Seite der angeblichen Katzenbesitzer und verurteilen jeden Fahrer, der eine Katze überfahren hat, zur Leistung von Schadenersatz an jeden, der sich als Eigentümer des getöteten Tieres meldet.

— Eine unheimliche Ueberraschung wurde vor kurzem einem Bürger zuteil. Als er abends von seinem Glase Bier heimkehrte, wollte er aus wohl den meisten Chemännern bekannten Gründen sich möglichst geräuschlos zu Bett legen. Beinahe wäre ihm der so oft erprobte Schlich auch gelungen. Aber da, eben im Begriff, nur noch seine Beine nachzuziehen, schnellte er mit einem Schmerzensruf von seinem Lager auf und rief um Hilfe. Auf seinem nur noch mit den notdürftigen Kleidungsstücken angetanen Rücken hatte ein wütendes Wesen seine Krallen und Zähne fauchend eingeschlagen und bearbeitete diesen aufs grausamste. Als aber die von den Hilferufen des Mannes aufgeweckte Ehefrau endlich Licht machte, klärte sich der Spuk auf. In Abwesenheit des Hausherrn hatte sich Miese, die Hauskatze, das ledige Bett ihres Herrn für ihre sieben angekommenen vier Nachkommen ausgewählt, und mag wohl, als der Hausherr sich zu Bett legen wollte, gedrückt und so zu dem Ueberfall gereizt worden sein. Die Hoffnung der besseren Hälfte, daß ihr Mann nun nicht mehr in die Schenke gehen werde, hat sich aber nicht erfüllt, nur geht er nicht mehr im Dunkeln zu Bett.

— Pariser Mädchenräuber. Großes Aufsehen rufen in Paris mehrere Verbrechen hervor, die eben von der Polizei aufgedeckt worden sind. Es handelt sich bei diesen

Schandtaten um die zügellosen Ausschreitungen von Männern, die der besseren Gesellschaft angehören dürften, denn es spielen dabei Automobile eine große Rolle. In den Fahrzeugen wurden, wie festgestellt, zahlreiche junge Mädchen aus durchwegs guten Familien von den Pariser Promenaden weg entführt, mit Chloroform betäubt, um so wehrlos den Entführern anheim zu fallen. Die Polizei hat mit aller Energie die Verfolgung der Wüstlinge aufgenommen.

— Zehn Tage nach der Hochzeit. Aus Trient schreibt man uns: Der 25jährige Redakteur des „Berliner Tageblatt“, Hoerber, der in Schludersbach Aufenthalt genommen und erst vor zehn Tagen geheiratet hatte, bestieg am 3. d. M. mit einem Führer den kleinen Laraldo in den Dolomiten. Bei halbem Aufstieg riß das Seil, an welchem er befestigt war und der Unglückliche stürzte in die Tiefe. Der Leichnam wurde später als unförmige Masse emporgezogen.

— Der bestrafte Oberpräsident. Der „Amtl. Anz.“ für den Kreis Kreuznach erzählt aus dem Orte Langenlonsheim folgendes Vorkommnis: Der dortige Bürgermeister sitzt kürzlich in seiner Arbeitsstube, als er einen Kraftwagen daherrausen sieht. Flugs wird der Polizeidiener hinausgeschickt, der die Nummer feststellt. Zur Ermittlung des Inhabers wird auf dem Instanzenweg — Landratsamt Koblenz — nachgeforscht und festgestellt, daß es kein anderer ist, als — der Oberpräsident von Schorlemer-Dieser. Bei dem Verhör, das der Landrat mit dem Polizisten in Langenlonsheim anstellte, gab dieser zu, daß der Kraftwagen unvorschriftsmäßig schnell gefahren sei. Wohl oder übel bleibt jetzt nichts anderes übrig, als daß der Herr Oberpräsident eine Polizeistrafe zahlt.

— Eine Riesengurke seltener Art und Größe wird in der Schluckenauer Ausstellung am 14. und 15. Oktober zu sehen sein. Diese Gurke ist eine in Jungbunzlau gezogene Samengurke von 1.15 Meter Länge.

Der Frack.

Der Kulturhistoriker Burckhardt war am Karlsruher Hofe sehr geschätzt, und als er sich einmal in der badischen Hauptstadt aufhielt, wurde er vom Großherzog ins Schloß geladen. Der Gelehrte war ein schlichter Mann, der sich für seinen Besuch nicht besonders ankleidete, und sich, wie er ging und stand, auf den Weg ins Schloß machte. Da begegnete ihm unterwegs ein Freund, ein höherer Staatsbeamter, der Burckhardt darauf hinwies, daß er sich in einen Frack stecken müsse, und Burckhardt ging schleunigst zu seinem Freunde hinauf, um sich den geliehenen Frack anzuziehen. Als er später vor dem Großherzog stand, sagte dieser plötzlich: „Ich wüßte nicht, daß Sie von mir schon eine Ordensdekoration erhalten haben.“ Verdutzt schaute nun Burckhardt am Frack entlang und brach dann heiter in die Worte aus, die im ausgeprägtesten schweizerischen Tonfall gesprochen wurden: „Teufel, Königliche Hoheit, den Frack hab' ich pumpt!“ Und der Großherzog holte nach, was er bisher versäumt hatte.

Missionswesen.

Bei den Australnegern.

Nach den landläufigen Ansichten, die auch in den Schullehrbüchern verbreitet wurden, gelten die Australnegern als das tiefstehende Volk der Erde. Dies Vorurteil beruht jedoch auf oberflächlicher Beobachtung gewisser Naturforscher, die nur flüchtig und im Vorübergehen die Sitten und Gebräuche und Geistesanlagen der Völker studieren. Die kathol. Missionäre, welche Jahre hindurch mitten unter diesem Naturvolke ihre Wohnung aufgeschlagen haben, beurteilen auch dieses Volk günstiger. Sie werden als gutherzig, zutraulich und nicht ohne Anlagen geschildert. Besonders wer sie von der humoristischen Seite packt, wird immer leicht mit ihnen fertig werden. Freilich hat der Zustand der Wildheit Charaktereigenschaften großgezogen, die der Erziehung und Christianisierung Schwierigkeiten bereiten, aber es fehlen dem Australneger keineswegs gute Eigenschaften. „Der Ureinwohner Australiens“, schreibt P. Walter P. M. S., der Obere der Mission Beagle-Bay in Westaustralien, über die Australneger seines Bezirkes, „lebt ein freies Leben in seinem einheimischen Busche, ohne daran zu denken, durch die Arbeit seiner Hände den Lebensunterhalt zu gewinnen; Jagd und Fischfang, die zahlreichen Buschfrüchte und Wurzeln liefern ihm alles, was er zum Leben nötig hat. Daher kommt es, daß in ihm ein unausrottbares Bedürfnis wohnt, wenigstens von Zeit zu Zeit in seinen Busch zurückzukehren. Dort frei herumsehend, lebt er unabhängig wie ein König, jedoch mit der Gesinnungsart eines unverdorbenen und unerbogenen Kindes. Wenn auch unter den verschiedenen Stämmen wie bei allen Wilden Feinden herrschen, so ist er doch von Natur nicht grausam oder rachsüchtig. Seine Freigebigkeit ist so groß, daß sie zum Kommunismus ausgeartet ist; was der eine besitzt, gehört allen. Auf seine Ehrlichkeit kann der Weiße, der ihn kennt, unbedingt rechnen; er kann die verlockendsten Waren wochenlang im Busch liegen lassen, ohne befürchten zu müssen, daß sie ihm entwendet werden. Natürlich spreche ich hier nur von den durch die Kultur noch unverdorbenen Schwarzen.“

Für die Zivilisierung der Australneger ist wenig, allzuwenig geschehen. Die Mission Neu-Mercia, in der spanische Benediktiner seit fünfzig Jahren tätig sind, ist durch den schlimmen Einfluß der vordringenden Weißen in ihrem Bestande gefährdet. Von den weißen „Kulturträgern“ entfernter und darum ausfichtreicher ist die schon erwähnte Mission Beagle-Bay. Hier arbeiteten von 1890 bis 1901 Trappisten aus Septfons in Frankreich mit großer Hingabe und gutem Erfolg, sahen sich aber wegen Mangel an Unterstützung zum Aufgeben der Mission genötigt. Auf Wunsch des Bischofs wurde darauf Beagle-Bay vom Heiligen Stuhl der sehr eifrigen Pallotiner Kongregation übertragen. Die ihr Mutterhaus in Limburg an der Lahn hat.

Gegenwärtig wirken dort zwei Priester und

zehn Brüder, lauter Deutsche. Die Beagle-Bay-Mission zählt 200 eingeborene Christen; in Disaster-Bay befinden sich etwa 50 und in Broome, einer andern Nebenstation, weitere hundert. Der letzteren Station ist außerdem die Seelsorge für ungefähr 300 christliche Filipinos anvertraut. „Es unterliegt keinem Zweifel.“ so schließt der Superior P. Walter seinen Bericht, „daß die Beagle-Bay-Mission sehr guten Erfolg verspricht; nur steht zu befürchten, daß dieselben finanziellen Schwierigkeiten, die den Patres Trappisten die Weiterarbeit unmöglich machten, auch unser weiteres Wirken in Frage stellen, wenn wir nicht mehr als bisher unterstützt werden.“

Einen sehr günstigen Eindruck empfing in der Beagle-Bay-Mission auch der deutsche Gelehrte Dr. Klaatsch, der im vergangenen Jahr zum Zwecke anthropologischer Studien daselbst längeren Aufenthalt genommen hat. „Die Mission hat in den wenigen Jahren seit ihrer Gründung ausgezeichnet gewirkt,“ versichert er in einem längeren Artikel eines westaustralischen Blattes. „Es war eine große Freude für mich, die Schule zu besuchen.“ Er fand sie in prächtiger Ordnung. Die Leistungen der Kinder befriedigten ihn durchaus, besonders freute ihn deren zutrauliches Wesen.

Sehr anerkennend spricht sich Dr. Klaatsch über die von den deutschen Patres angewandte Missionsmethode aus. Diese befolgen in der Behandlung der Wilden den Grundsatz, dieselben in ihrer Freiheit und gewohnten Lebensweise zu belassen, soweit dies mit den Interessen der Religion und der Sittigung nur immer zu vereinbaren ist. „Dies scheint mir,“ sagt Dr. Klaatsch, „die einzig sichere Methode, eine Urbevölkerung, von der uns eine tausendjährige Zivilisation trennt, für die Kultur zu gewinnen. Es wird nie gelingen, diese Klust in wenigen Jahren zu überbrücken.“

Wir empfehlen die Mission der Pallotiner in Westaustralien dem Wohltätigkeitsfinne unserer lieben Leser; denn je tiefer ein Volk in sittlicher und kultureller Hinsicht steht, umso herrlicher zeigen sich an ihm die Segnungen des Kreuzes Christi. Während die Kulturtätigkeit der modernen Humanitätsapostel darin besteht, ganze uralte Völker, in deren Besitz man eingetreten ist, elend zugrunde gehen zu lassen oder zugrunde zu richten, weiß das katholische Christentum selbst tiefstehende Völker sittlich und geistig zu heben und als brauchbare Glieder in die Reihe der Kulturvölker zu stellen. Wer dazu beiträgt, übt nicht bloß ein religiöses Werk, sondern auch eine kulturelle Wohltat.

Erziehungswesen

Staatsbürgerliche Freiheit und Religionsübung der Schulkinder.

Wenn eine Schlagader des Körpers unterbunden oder angeschnitten ist und dem Leibe Blutstauung oder Verblutung droht, dann schaut der Arzt nicht, ob ein kleiner Schönheitsfehler an den Haaren oder Nägeln und dgl. zu verbessern wäre. Die drängende Hauptsache geht voran. In ähnlicher Lage befinden sich die Seelenärzte, voran die

Bischöfe Oesterreichs. So haben schon mehrere Bischöfe, z. B. in Brünn, Olmütz, Linz u. in Hirtenbriefen vor dem Verein „Freie Schule“ gewarnt, ja den Beitritt für eine Sünde erklärt. Freilich zählt dieser Verein auch irreführte Mitglieder, welche in Unkenntnis der wirklichen Bestrebungen seiner Führer meinen, er habe es nicht auf den Hinauswurf der Religion aus der Schule, auf die gänzliche Entfernung der Pfarrer und Katecheten (ebenso der Pastoren und Rabbiner) aus den öffentlichen allgemeinen Volksschulen abgesehen. Diese Kurzsichtigen sollte aber schon der Eintritt der Sozialdemokraten in die „Freie Schule“ und die übrigens ganz gesetzwidrige Agitation dieses Vereines mit seinen albernen „Herrgottsdiäpenszetteln“ gegen die religiösen Übungen der Schulkinder eines Besseren belehren. (Darüber wurde hier ausführlich in der vorigen Nummer gehandelt, und die dortigen Mitteilungen mögen überall zur Abwehr Beachtung finden.) Nun wurden aber am Sitz des Vereines, in Wien, bei den Versammlungen desselben ausdrücklich Flugchriften und Broschüren angeboten, empfohlen oder verteilt, die sich direkt gegen jede Religion, gegen jegliches Christentum kehren und für den glatten Materialismus eintreten, und am 19. Sept. laufenden Jahres erklärte in einer Versammlung der „Freien Schule“ im Wiener Sofien-Saale unter dem Voritze des Präsidenten Baron K. K. (!) Hofrates Hochwörtlich der jüdische Abg. Dr. Osner, nachdem er sich gegen alle Bedeutung der Religion für Sittlichkeit und Pflichtgefühl und gegen jeglichen konfessionellen Unterricht ausgesprochen hatte:

„Die ‚Freie Schule‘ ist nicht bloß gegen die katholische Kirche, sondern sie ist gegen jede Konfession, jede Religion und Klerisei. Auch der Protestantismus hat das in sich, was wir Spiritismus, Jesuitismus und Ultramontanismus nennen.“

Das fand die Zustimmung der sozialdemokratisch-freisinnigen Leitung der „Freien Schule“. Da redet man noch von Freiheit und Unvoreingenommenheit! Von was soll dann die Schule durch die „Freie Schule“ freigemacht werden? Treffend frug am 16. Sept. in der gründenden Versammlung des katholischen Schulvereins zu Warnsdorf ein Redner, Hr. Univ.-Prof. Dr. Jatsch-Prag: „Wer soll eigentlich freigemacht werden? Die Eltern etwa von der Verpflichtung, ihre Kinder in die Schule zu schicken? Nein. Der Schulzwang, wie er bei uns besteht, ist übrigens ganz nützlich. Oder die Schüler? Die müssen ohnedies schon so „freiheitlich“ in der Schule behandelt werden, daß sich mancher Lehrer mit manchen Buben fast keinen Rat mehr weiß. Oder die Lehrer? Sind die nicht frei? Man lese nur manche Lehrerzeitungen oder wohne manchen Lehrerversammlungen bei, dann wird man erfahren, wie „frei“ manche Lehrer ihrer Meinung über die Religion und auch über die Schulbehörden Ausdruck geben. Uebrigens darf man keineswegs alle Lehrer nach dem beurteilen, was in gewissen Lehrerzeitungen steht. Was soll also frei gemacht werden? Einfach

die Schule von jedem Einflusse der Geistlichkeit, auch vom Religionsunterrichte."

Es ist hier in der vorigen Nummer auch an der Hand schulbehördlicher und oberstgerichtlicher Entscheidungen ausgeführt worden, daß das aufgrund unseres Reichsvolksschulgesetzes erfolgende Verhalten der Kinder zur Teilnahme an religiösen Uebungen nicht gegen den Artikel 14 des Staatsgrundgesetzes verstoße, der ausdrücklich sagt: „Niemand kann zu einer kirchlichen Handlung oder zur Teilnahme an einer kirchlichen Feierlichkeit gezwungen werden, insoferne er nicht der nach dem Gesetze hiezu berechtigten Gewalt eines anderen untersteht.“ — Wie kann die „Freie Schule“ da gegen den klaren Wortlaut des Staatsgrundgesetzes ihre Heße fortsetzen?! Was würde die Behörde, meint darum die „Stehr. Ztg.“, einem Schulschwänzer antworten, wenn er sich darauf beriefe, daß nach dem Staatsgrundgesetze „die Freizügigkeit der Person innerhalb des Staatsgebietes keiner Beschränkung unterliege?“ Oder was könnte ein Lehrer der „Freien Schule“ sagen, wenn ein Junge gegen die ihm diktierte Strafe des „Dableibens“ einwenden würde, daß nach Artikel 8 des Staatsgrundgesetzes die Freiheit der Person gewährleistet ist? Und wenn zwei Schüler während des Unterrichtes miteinander korrespondieren, wie kann ein Lehrer der „Freien Schule“ es wagen, ihre Briefchen wegzunehmen und sie zu lesen, ohne einen richterlichen Befehl abgewartet zu haben, da doch Artikel 10 des Staatsgrundgesetzes sagt: „Das Briefgeheimnis darf nicht verletzt und die Beschlagnahme von Briefen nur in Kriegsfällen oder auf Grund von richterlichen Befehlen vorgenommen werden?“

Es gäbe eine Menge von Beispielen, an denen man nachweisen könnte, daß das Vorgehen der „Freien Schule“ ungesetzlich, ja geradezu absurd und ein Verbrechen am Wohle des Volkes ist. Fast komisch ist es, daß die „Freie Schule“ sich plötzlich auf die „Elternrechte“ besinnt. Hat der Freimaurerverein noch nie gehört, daß Millionen von Eltern seit Jahrzehnten eine konfessionelle Schule verlangen, daß sie aber trotz aller Petitionen gezwungen werden, ihre Kinder zu vielfach glaubenslosen Lehrern in die interkonfessionelle Schule zu schicken? Wo bleiben da die „Elternrechte“? Hat nicht erst kürzlich die „freihetliche“ „Cosko uoitce“, ein liberales tschechisches Lehrerblatt, folgende Lehrmeinung zum Ausdruck gebracht: „Wir erkennen den Eltern nicht das Recht zu, daß sie den Kindern schon von Jugend an was immer aus ihrer eigenen Ueberzeugung oder ihrem Glauben einpflanzen dürften, wenn es auch die Religion wäre.“ — Und solche Leute wollen dann auf einmal von Elternrechten reden! Es ist vielmehr das schönste Recht und eine schwere Pflicht der Eltern, ihre Kinder religiös zu erziehen.

Gesundheitspflege.

Eine Gesundheitspflanze.

Jedermann wird bereits die stattliche großblättrige Pflanze kennen, die in unsere Zier-

gärten mehr und mehr Eingang findet, und die man Rhabarber nennt. Die Wurzel derselben ist ein treffliches Heilmittel, das anregend auf die Verdauungsorgane wirkt. Die bekannte Rhabarberwurzel in den Apotheken ist auch nichts anderes als der Wurzelstengel einer kultivierten Rhabarberart. Was aber für uns besonders wichtig erscheint, das ist der Umstand, daß die Blattstengel der in unsern Gärten wachsenden Rhabarberpflanzen ein ausgezeichnetes Kompott geben, das ähnlich wie Apfel schmeckt. Ueber die Zubereitung dieses Rhabarberkompotts schreibt die Zeitschrift „Fürs Haus“:

Man begeht häufig den Fehler, die Stengel erst zu schälen, das mindert den Wohlgeschmack und verringert unnötig den Ertrag. Hat man die Stengel gewaschen, so schneidet man sie in etwa fingergliedlange Stückchen und dünstet sie — da sie selbst sehr saftig sind — mit nur wenig Wasser, unter Zusatz von reichlich Apfelsinenschale, ein paar Gewürznelken und genügend Zucker ein; es ergibt sich hieraus ein äußerst wohlschmeckendes und gesundes Kompott. Am besten sind die Rhabarberstengel von April bis Ende Juni, später im Hochsommer enthalten sie mehr als nötig Säure, aber auch dies kann man ausnützen, indem man sie mit etwas mehr Wasser kocht und die saure Brühe vor dem Zuckerzusatze abschüttet. Dieser Saft eignet sich vorzüglich zum Ansäuern von Speisen. Durch Gärung kann man sich auch einen Dauereffig herstellen, zu welchem sich auch die Blätter verwerten lassen.

Hat man in einem größeren Garten eine hinreichende Anzahl von Pflanzen, so kann man sich auch einen vortrefflichen Wein bereiten; derselbe ist namentlich in England beliebt. Hierzu nimmt man die Stengel her, schneidet sie klein, klopft sie mit einem hölzernen Hammer und schüttet sie in einen hölzernen Zuber, wo man sie mit einer hölzernen Keule oder dergl. völlig klein stampft. Hierauf setzt man so viel Wasser hinzu, daß die ganze Masse bedeckt ist. Jeden Tag stößt oder rührt man die Masse mit einem hölzernen Instrument bezw. einem saubern Holzknüppel tüchtig durch; dies geschieht je nachdem 5–8 Tage lang. Nachdem preßt oder seigt man den Saft durch saubere Tücher, noch besser durch ein Haarsieb und gibt ihn in ein gut geschwefeltes Faß, fügt — je nachdem man das Herbe oder das Süße liebt — auf den Liter Most etwa 2–4 Hektogramm Zucker nebst etwas Zitronenschale hinzu; den Spund des Fasses läßt man vorläufig offen. Sobald der Zucker sich gelöst hat, beginnt die Masse zu gären, es bildet sich Schaum auf der Oberfläche, welchen man abstoßen läßt oder sonst entfernt.

Nachdem die erste Gärung abgeschlossen ist, was je nach dem kühleren oder wärmeren Standort des Fasses in 4–6 Tagen geschieht, gibt man noch etwas Zucker hinzu und spundet das Faß fest zu; dasselbe muß bis zum Spundloch gefüllt sein. Genau läßt sich die ganze Behandlung dieser Rhabarberweinerstellung nicht festlegen, weil verschiedene Umstände, verschiedenes Verfahren nötig

machen; auch hier muß die längere Erfahrung das Richtige treffen lehren. Dies betrifft auch die nochmalige Umfüllung des Weines, falls sich eine starke Nachgärung einstellt, ebenso das nochmalige Zusetzen von Zucker oder des Wassers. Ebenso läßt sich der Zeitpunkt, wann der Wein auf Flaschen gefüllt werden darf, nicht genau bestimmen, hier muß man probieren; jedenfalls sollte man nicht zu früh auf Flaschen füllen, da diese sonst leicht plazen; je länger der Wein dann in den Flaschen lagert, desto besser.

Für Haus und Küche.

Linzen mit Essig und Del. $\frac{1}{4}$ Liter Linzen werden in Salzwasser weich gekocht, abgeseiht und noch warm mit 2 Löffeln Tafelöl, 1 Kaffeeschale Essig und etwas feingeschnittener Zwiebel angemacht. Der Linsensalat wird kalt serviert.

Rindsbraten. Ein Stück vom Rindschlegel wird mit Salz und Pfeffer eingerieben, durch zwei Tage in eine Beize gelegt und dann gespickt. Der Braten wird mit allem Wurzelwerk zugedeckt, beiläufig eine Stunde gedünstet, dann in eine Bratpfanne gegeben, mit Papier umwickelt, in der Röhre unter fleißigem Begießen mit der Beize gebraten und $\frac{1}{4}$ Stunde vor dem Anrichten mit 8–10 Löffeln Rahm übergossen. Wenn er warm serviert wird, gibt man ihn mit kurzer Sauce und kleinen, in Butter und Petersilie gerösteten Erdäpfeln zu Tische. Will man ihn kalt genießen, so läßt man ihn zugedeckt bis zum Gebrauche in der Sauce liegen, worauf man ihn in dünne Scheiben aufschneidet.

Feine Apfelspeise. Die Äpfel werden geschält, mit dem Locher das Kernhaus entfernt; dann bestreicht man das Auslaufblech mit etwas Butter, stellt die Äpfel darauf und gibt in die Mitte derselben einen Löffel eingemachte Früchte. Hierauf rührt man 100 Gramm Zucker mit 4 Eidottern recht schaumig, gibt 1 Eßlöffel Mehl, das Abgeriebene einer halben Zitrone und den Schnee der 4 Eiweiße unter das Gerührte und gießt die Masse über die Äpfel, welche man in der Röhre schön gelb bäckt.

Stöckfisch auf bürgerliche Art. Der Fisch wird mit kochender Milch und Wasser abgebrüht, dann mit Butter und Zwiebel weichgedünstet, angerichtet, mit gerösteten Semmelbröseln bestreut und mit Sauerkraut aufgetragen.

Für den Landwirt.

Ueber das Pflügen.

Rasses Pflügen ist ein Hauptfehler unserer Landwirtschaft! Der Erfolg der Pflugarbeit hängt neben andern Umständen auch sehr viel davon ab, ob der Boden während des Pflügens den richtigen Feuchtigkeitsgehalt hatte. Der Boden soll beim Pflügen weder zu naß noch zu trocken sein. Schwere Böden, das sind Ton- und Lehmböden, darf man zu keiner Jahreszeit in nassem Zustande pflügen. Eine Ausnahme könnte man nur im Spätherbst gelten lassen, wenn bald strenge Fröste den Boden lockern.

Im Sommer bilden sich auf naßgepflügten Tonböden harte Schollen, die auch der Egge und der Haue trocken. Sie können kaum mit einer schweren Walze (Schollenbrecher) zerrissen werden. Naß gepflügter Boden verunkrautet immer mehr, weil das Unkraut nicht an die Oberfläche gebracht werden kann. Es ist auch sehr von Nachteil, bei nassem Wetter auf Felder mit schweren Böden Dünger aufzufahren oder ihn umzupflügen. Dagegen ist es wieder besser, leichte, lockere Böden (Sandböden) lieber in etwas feuchtem als in zu trockenem Zustande umzupflügen. Besonders wichtig ist es, schon jetzt jenen Boden sorgfältig zu bearbeiten, den man im nächsten Jahre mit Sommerfrucht bestellen will. Beim Stoppelstürzen nehme man breite Furchen und pflüge die Stoppeln flach unter. Dann wird die Feuchtigkeit, im Vereine mit der Luft, bald die Zersekung der Stoppeln und im Gefolge die wichtige Bodengare bewirken. Bald nach dem Stürzen der Stoppeln kann man auch an die Düngung denken und dem Boden die nötige Phosphorsäure durch Thomasmehl zuführen, das auf die rauhe Furche ausgestreut wird. Regen und die Winterfeuchtigkeit bringen dann die Nährstoffe des Thomasmehles von selbst in die tieferen Bodenschichten. Da man zu Sommergetreide im Frühjahr nicht pflügen soll, nimmt man das Pflügen noch im Spätherbst vor. Dadurch wird der Boden im Winter gründlicher gelockert, als dies im Frühjahr durch Pflügen geschehen könnte. Bekannt ist die Bauernregel: „Vor Winter gepflügt — ist halb gedüngt.“ Strebt man eine Vertiefung der Ackerkrume an, so ist es angezeigt, den Boden im Herbst mit einem Untergrundpfluge zu bearbeiten, um so der atmosphärischen Luft ein tieferes Eindringen zu gestatten. Der Untergrundpflug, der in der Furche eines gewöhnlichen Pfluges und hinter demselben geht, lockert den Untergrund und bereitet ihn zu einer Mischung mit der Ackerkrume vor. Die Vorteile des Tiefpflügens zeigen sich in einer größeren Sicherheit der Erträge, namentlich bei Klee, Hülsenfrüchten und Runkelrüben. Die Pflanzen können mit ihren Wurzeln tiefer eindringen, also in einem größeren Raum Nahrung suchen. Der tiefer bearbeitete Boden wird nicht leicht zu naß oder zu trocken, er bewahrt sich viel eher den richtigen Grad von Feuchtigkeit. Doch soll die Vertiefung der Ackerkrume immer vorsichtig vorgenommen werden und es muß Hand in Hand mit ihr immer eine sehr kräftige Düngung mit Phosphorsäure (namentlich Thomasmehl) gehen. Von einer Vertiefung der Ackerkrume muß abgesehen werden, wenn der Untergrund viel schlechter, namentlich kiesig und eisenschüssig ist, sodaß durch das Herausbringen dieses schlechten Untergrundes die Ackerkrume unbedingt verschlechtert werden würde.

Gemeinnütziges.

Um Tintenflecke aus der Wäsche zu entfernen, ohne daß dieselbe leidet, vermengt man Benzin mit heißem Essig zu gleichen Teilen und legt die besleckte Stelle 5 bis

10 Minuten hinein, dann wird das Stück wie gewöhnlich gewaschen.

Leinenlappen auf den Spundlöchern der Fässer sind die sichersten Uebertragungsmittel für allerlei Erkrankungen des Weines, selbst wenn die Lappen anscheinend noch so rein gehalten werden. Der Abschluß geschieht durch sie nur unvollkommen, sodaß sie nicht als Schutzmittel gelten können.

Mittel gegen Gicht. Ein rohes Ei wird mit der Schale in eine mit Essig gefüllte Tasse gelegt. Nach ungefähr zwei Tagen wird sich die Schale aufgelöst haben. Dann kommt noch ein kleines Quantum Terpentinöl dazu und mit dieser Flüssigkeit wird die Gichtstelle eingerieben.

Feine weiße wollene Tücher zu waschen. Man nimmt dazu Seifenwurzeln, schneidet und kocht sie mit Regenwasser. In dieser Brühe, die man gut lauwarm anwendet, werden die Tücher oder andere wollene Gegenstände gewaschen. Zu 1 Liter Wasser wird 1 Lot Seifenwurzel genommen. Die Tücher, besonders die gestrickten, werden in der Wäsche schön weiß, nicht gelb wie von Seife und gehen nicht ein.

Wie kann man Läuse bei Pferden vertreiben. Läuse bei Pferden kommen nur dann vor, wenn man dieselben nicht gehörig pflegt, nicht putzt; dort, wo man die Tiere pflegt, wie es unbedingt geschehen soll, hört und sieht man von diesen lästigen Tierchen nichts. Sind sie einmal da, so muß das Pferd erst gründlich gereinigt werden, dann reibt man es entweder tüchtig mit Petroleum oder Terpentin oder mit einer Tabaklösung ein; diese Lösung bereitet man dadurch, daß man Tabakblätter in lauwarmes Wasser legt und 12 Stunden darin liegen läßt. Die Flüssigkeit muß gut eingerieben werden. Außer dem Tiere müssen aber auch alle Gegenstände, mit denen es in Berührung kommt, Krippe, Seitenwand, kurz alles gut abgewaschen werden. Die Streu, wenn das Tier überhaupt welche bekommt, muß verbrannt werden. Diese Tabaklösung wirkt sicher, wie vielfache Versuche bewiesen haben. Wenn die Läuse vertrieben sind, putze man das Pferd täglich, eingedenk des Sages: „Gute Putzung ist halbe Fütterung.“

Büchertisch.

Eine Ueberraschung und Freude für die 180.000 Mitglieder der **St. Josef-Bücherbruderschaft** ist das Erscheinen einer neuen Jahresgabe. Die diesjährige, welche soeben zur Versendung kommt, enthält wieder eine ganze Schatzkammer schöner Bilder und Geschichten, den vierten und letzten Band des herrlich illustrierten **Leben Jesu** (mit 139 Bildern), ein Gebetbuch und Betrachtungsbuch von P. Ph. Seeböck, **Zugendschule fürs christliche Haus**, einen Kalender 1907, der zu den schönsten zählt, die wir kennen, ein Geschichtenbuch vom besten katholischen Volksschriftsteller Oesterreichs, Reimmichl, **Mein Herz ist im Hochland** mit wahren Perlen der Erzählungskunst. Ganz besonders hervorheben wollen wir aber das fünfte apologetische Buch: **Die katholische Kirche — eine verleumdete Mutter**. Mit mehr als 220 Bildern und Porträts. Alle diese fünf Bücher erhalten die Mitglieder gegen einen Jahresbeitrag von 1 Mk.

75 Pfg. oder 2 Kronen (bei gebundenem Gebetbuch 2 Mk. 5 Pfg. oder 2 Kronen 40 Heller) Porto für ein bis drei Gaben, 5 bis 15 Büchern, 50 Pfg. oder 60 Heller. Dies ist nur möglich wegen der kolossalen Auflage, in der die Bücher hergestellt werden. Jeder Katholik sollte Mitglied sein, es ist sein eigener Vorteil, mehr und schöneres um so wenig Geld kann er sonst nirgends erhalten. Man sende den Beitrag an die St. Josef-Bücherbruderschaft in Klagenfurt (in Deutschland an die Versandstelle der St. Josef-Bücherbruderschaft in Rosenheim, Bayern) und gebe an, daß man obige 12. Jahresgabe zugesandt wünsche.

NB. Alle hier erwähnten Bücher, wie auch sonstige empfehlenswerte Broschüren, Zeitschriften, Kalender, Gebetbücher mit kleinem und großem Druck, Schulbücher aller Art, Atlanten, Fahrpläne, Musik-, Gesang- und Theater-Literatur u. können jederzeit durch die Buchhandlung **Ambr. Opitz** in Warnsdorf bezogen werden.

Lustige Gede.

Berschnappt. Gast: „... Ich war ja einverstanden, Herr Wirt, daß Ihr Sohn die Fellen für mich erst holt! Aber das dauert nun volle zwei Stunden — jetzt wird's mir zu dumm!“

„Im . . . da werden s' ihn halt erwischt haben.“
Der erkannte Zechpreller. „He, Kellner, wo ist denn mein Hut hingekommen?“ — „Ihr Hut? Weiß nicht, wo der ist! Wird sich wohl wiederfinden, wenn Sie bezahlt haben!“

Bedingte Freundschaft. „Kannst du mir nicht zehn Mark borgen, Schulze?“ „Das wohl. Ich verborge Geld aber prinzipiell nicht. Es verdient die Freundschaft!“ „Du hast recht — aber so sehr sind wir doch eigentlich noch gar nicht befreundet!“

Sicherer Beweis. Richter: „Woraus schließen Sie, daß jener rätselhafte Fahrgast ein Fremder gewesen sein müsse?“ — Kutscher: „Er hat mich g'fragt, ob ich vielleicht ein Maß Bier trinken möcht! . . . Herr Amtsrichter, so dumm fragt a' Diefiger net!“

Aus der Küche. Frau: „Sie müssen sich diese Gewohnheit abgewöhnen, immer das letzte Wort zu behalten.“ Köchin: „Ja, aber gnä' Frau, wie soll ich denn schließlich wissen, daß Sie nichts mehr zu sagen haben?“

Im Warenhaus. „Dies ist ein hübsches und nützliches Geschenk, gnädige Frau,“ sagte der Verkäufer, „es ist ein Barometer, und —“
„O ja,“ unterbrach ihn Frau Neureich eifrig, „ich habe schon davon gelesen. Wie muß man die Dinger stellen, wenn man schönes Wetter haben will?“

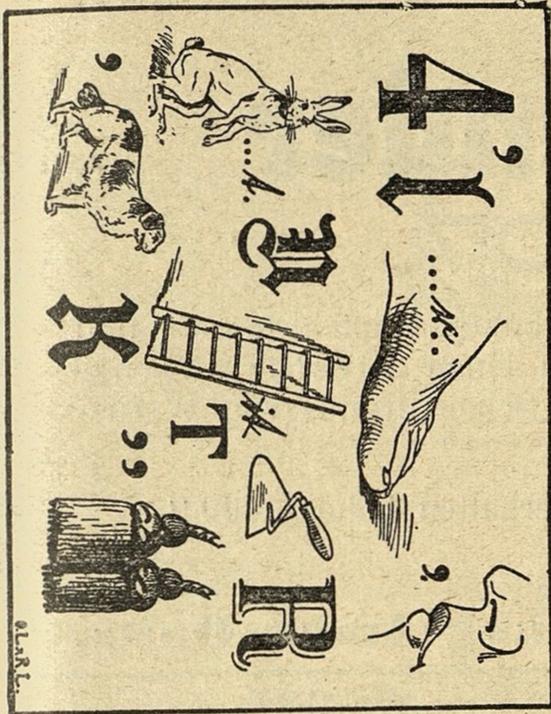
Unüberlegt. In einem Zirkus werden als Schlußstück dressierte Ochsen vorgeführt. — A.: „Sie werden sich wohl heute Abend im Zirkus die dressierten Ochsen ansehen?“ — B.: „Ja; aber ich gehe nicht so früh hin, die Ochsen kommen erst später!“

In der Schule. Der kleine Walter wird am ersten Schultage vom Lehrer gefragt: „Was ist dein Vater, mein Kleiner?“ — Schnell erwidert der Knabe: „Kaufmann! Und was ist ihr Vater, Herr Lehrer?“

Kleines Mißverständnis. Richter: „Nicht genug, daß sie dem Zeugen eine Ohrfeige ver-setzten, nahmen sie auch noch einen Maßkrug und warfen ihn ihm auf den Kopf.“ Angeklagter: „Aber Herr Richter, d' Maßkrug' sind ja jetzt schrecklich billig!“

Folgenden Rätsellösungen sollen Preise durch das Los zu: Jos. Walter, Tillisch b. Auffig; Johann Jaklitsch, Göttenitz, Krain; P. Agnellus Fischer, Innsbruck; Karl Tobauer, Görkau.

Bilderrätsel.



Ziffernrätsel.

A. Z.

- 1 8 9 2 Deffnung.
2 1 8 5 Dichtungsart.

- 2 4 9 2 Münzart.
4 5 2 3 Berg in Tirol.
5 8 7 9 Dorf bei Bürgstein.
6 7 8 9 Teil der Kirche.
7 8 5 2 Kleidungsstück.
8 6 7 5 Haustier.
9 4 1 5 Pflanze.
1 2 3 4 5 6 7 8 9 Schloß in Rumänien.

Rebus.

A. B.

S a i i t i r

Quadraträtsel.

A. B.

- E E L L Vorname.
A A A Y Behältnis.
S S D D Unterkunft.
M M K O Stadt.

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

I. (Ziffernrätsel.)

Bahre, Lauch, Ucht, Taube, Raute, Arche, Galbe, Haber, Erlau. — Blutrache.

II. (Rebus.)
Heimkehr der Singvögel.

III. (Quadraträtsel.)

P E R U
E G E R
R E K A
U R A L

Innige Bitte

um Unterstützung zum Weiterbaue der Karlskirche!

Im Jahre 1906 konnte gar nicht gebaut werden, weil die Mittel fehlten und die Schulden zu groß waren. Soll das auch im künftigen Jahre der Fall sein?

Jede Gabe nimmt entgegen:

der Kirchenbauverein Warnsdorf.

Josef Hirschmann,
Katechet,
Kassier.

Josef Junk,
Dechant,
Vorstand.

NB. Auch die Admin. der „Hausblätter“ nimmt gern die Gaben entgegen.

Gratis und franco erhalten Sie

eine Kostprobe von dem weltberühmten Meinel Malin-Cacao, wenn Sie den tieferstehenden Bestellschein ausfüllen und an die Niederlage der Firma Julius Meinel in Warnsdorf bei Herrn Heinrich von Sanktisch senden oder dort präsentieren.

Bestellschein.

Senden Sie eine Kostprobe von Malin-Cacao an:

Name:

Wohnort:

Post: Land:

MEINEL & HEROLD
Harmonikafabr., Klingenthal (Sa.) No. 129 M

lieft als Spezialität
Zugharmonikas,
2, 3, 4, 6, 8 chörig,
1, 2, 3reih., in über
130 Num. staunend
billig u. doch gut.
Bandonions,
Mundharm., Dreh-
orgeln, Violinen,
Zithern, Okarina,
Garant.: Zurückn.
u. Geld retour.

Neuester Katalog an Jedermann frei.

Rouleaux
JALOUSIEN
nur
erstklas-
sige Fabrikate zu
konkurrenzlos billigen
Preisen liefert die
BRAUNAUER HOLZROULEAUX-
u. JALOUSIEN-MANUFAKTUR
HOLMANN & MERKEL
BRAUNAU, BÖHMEN
VERTRETER GESUCHT.

Über
100 Jahre
Natur-
liches

ärztl.
verordnet
Bitter-
wasser.

Weltberühmtes österreichisches
„Natur-Bitterwasser.“
Bestes Hausmittel.
Wirkung mild, rasch und ohne Darm-
reizung. — Angenehmer Geschmack.
Zu haben
in den Apotheken und Drogerien.

Gebetbücher
sind vorrätig in der Buchhandlung
Ambr. Opitz, Warnsdorf.

Im Verlage der Buchdruckerei AMBR. OPITZ in Warnsdorf ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Oesterr. Hauskalender für das Jahr 1907.

Der Kalender enthält alle kalendarischen Behelfe, ist texlich wie immer empfehlenswert und reich illustriert. Jeder Leser der „Hausblätter“ sollte nicht verfehlen, sich einen „Oesterr. Hauskalender“ aus unserem Verlage zu beschaffen. — Für Warnsdorf ist der Schematismus von Warnsdorf beigegeben.

Preis broschiert 80 Heller, gebunden 1 Krone. Händler erhalten hohen Rabatt.

Zu zahlreichen Bestellungen empfiehlt sich

Die Verlagshandlung Ambr. Opitz.

EAU DE COLOGNE DE BRÁZAY

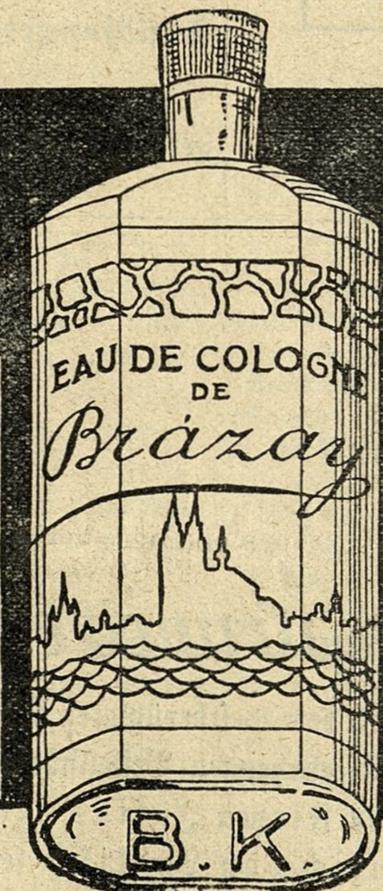
das Ideal aller Wohlgerüche, bestbewährtes Toilettemittel.

Brázay Franzbranntwein

unentbehrliches Hausmittel.

Brázay Franzbranntwein-Seife

verleiht blendend schönen Teint, zarte Jugendfrische der Haut.
Ueberall erhältlich.



Kälbermehl,



bestes und billigstes
Milcherfatzmittel zur
Aufzucht von Jungvieh
**Ueberraschende
Erfolge**
Für Büchter von jungen
Schweinen und Fohlen

**10 Kilo reichen zur Auf-
zucht eines Kalbes.**

5 Kilo versenden franko jeder Poststation
gegen Nachnahme von 3 K. Bei Abnahme
von mindestens 25 Kilo ab Bahn Neuern 40 h
per Kilo.

Melassin-Kraftfutter

bietet ein billiges durch seinen hohen Zuder-
gehalt und die sehr nahrhaften Grundstoffe
ausgezeichnetes Zusatzfutter für Mast- und
Milchvieh, Pferde, Schafe, Schweine
und kosten 60 Kilo ab Bahn Neuern inklusive
Sack 6 K. Erklärungen und Gebrauchsanwei-
sungen franko und gratis.

Große Erfolge garantieren

A. Fleisch und Sohn,
Kraftfuttermittel-Erzeugung,
Neuern Nr. 50, Böhmen.

Der Stolz des Landwirtes

ansehen. Die schönsten, gesündesten, frecklustigsten Schweine
und die kürzeste, erfolgreichste Mast erzielt man durch eine
tägliche Beigabe von **Fattinger's Patent-Blut-
futter „Lucullus“**, ein Kraftfutter von wunder-
barer Wirkung bei der Aufzucht und Mast. Hunderte von
glänzenden Berichten.

„Ersuche um Zusendung von .. Kg. „Lucullus“. Das Futter
be: ährt sich glänzend.“
Arnsfels.

A. Komers, landsh. Bezirks-tierarzt.

„Lucullus“ kostet 10 K per 50 Kg. inkl. Sack ab Wien.
Ausführliche Preisliste umsonst und postfrei; ebenso Broschüre
über rationelle Schweinefütterung.

Tierfutterfabrik Fattinger & Comp., Wien-Wieden.
Ueber 200 erste Preise. — Nachahmungen sind wertlos.

sind schöne, gesunde Schweine,
die das Futter gut verwerten
und schnell Fleisch und Speck



Sämtliche Gesekbücher

zu beziehen von d. Buchhandlung
Ambr. Opitz,
Warnsdorf, Nordb.

**Agenten,
Vertreter,
Reisende,**

(auch weibliche) welche Privatkunden besuchen,
werden bei hoher Provision an allen Orten
gesucht zum Vertrieb meiner nach Photo-
graphien angefertigten

Photo-Emaile-Schmucksachen,

wie: Broschen, Uhrletten-Anhängeln, Nadeln,
Marschettentüchlein usw. Ferner lebensgroße
Portraits in Kreide, Pastell und Del. Feinste
künstlerische Ausführung un'er Garantie! Die
Vertretung in diesen Gegenständen bietet schönen
und dauernden Erwerb. Anträge an

A. Weinberger, Kunstankalt
Wien II., **Tabakstraße Nr. 52 B.**

Alle Bücher,

wie sie auch immer heißen und wo sie angezeigt werden, die nicht
gegen die christliche Moral verstoßen, können bezogen werden durch die
Buchhandlung Ambr. Opitz in Warnsdorf.